Die christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwölfter Jahrgang

Nr. 6 Leipzig, den 10. Februar 1898

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1556 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Evangelisten-Pflicht — Der gegenwärtige Stand der deutsch-evangelischen Heidenmission: 3. Asien und Australien; 4. Schluß — Das Wesen des Ultramontanismus: 3. Schluß — Kirchenregimentliche Memorabilien — Die Frau in der kommunalen Armenpflege — Pedanten und Philister — Verschiedenes: Die Weimarsche Kirchenbehörde; Friede auf Erden; Die gebildete Frau und die neue Zeit; Hausmannskost; Der arme Wilhelm; Straßburger Bilder aus den vierziger Jahren; Katechetische Geschichte des Elsasses; Durch Christus zum Vater — Quittung — Anzeigen

Evangelisten-Pflicht

Gehe hin und verkündige, wie große Wohlthat dir der Herr gethan und sich deiner erbarmet hat. Markus 5, 19.

Jesus der Herr hat alle die Seinen zu Priestern gemacht, und wir freuen uns des „allgemeinen Priestertums.“ Aber er hat auch einen Jeden zum Evangelisten machen wollen — wir Christen sollen alle Evangelisten sein.

Aber das ist ja eine Trivialität!

Es muß schön sein, wenn einer so in seinem Evangelistenberufe lebt, daß ihm solch ein Gedanke schon trivial erscheinen kann. Bei mir siehts leider anders aus. Wenn ich mich frage, ob ich hingegangen bin und verkündigt habe, wie große Wohlthat mir der Herr gethan hat, so muß ich mich schämen. Und wenns nur die Unterlassung wäre! Aber da fällt mirs erst ein, wie oft die Leute aus meinen Worten- und Mienen haben herauslesen müssen, wie großes Unrecht mir der Herr gethan habe! So habe ich meine Evangelistenpflicht erfüllt! Der Herr will, ich soll frohe Nachricht von ihm hinaustragen, und ich trete mit hängendem Kopf und verdrossener Miene vor die Menschen! — Ist es eigentlich verboten, sich selbst zu verachten? Hoffentlich nicht ganz. Manchmal kann ich mir nicht helfen.

Jeden Abend habe ich meinem Herrgott für so zahllose Dinge zu danken, daß ich meist einschlafe, ehe die Reihe zu Ende ist und die andre anhebt, wo es mit dem Danken nicht recht gehen will. So lasse ich mich jeden Tag reich beschenken und thue dabei, als dürfte ich mir nichts merken lassen. Es ist erstaunlich, wieviel Widersinn der „logisch“-denkende Mensch fertigbringt.

Bleiben kann das so nicht. Das sehe ich deutlich. Fast erdrückts mich, daß Gott alle meine versäumte Pflicht so geduldig angesehen hat. Nun will ich aber hingehen und verkündigen, wie große Wohlthat er mir gethan hat.

So sprach ich zu mir und sah dabei gewiß sehr entschlossen aus. Am nächsten Tage traf ich mit einem zusammen, dessen drittes Wort war Gnade, und er triefte von der Verkündigung, wie unendlich große Wohlthat der barmherzige und gnädige Gott ihm gethan habe. Da lag mein Entschluß in Scherben. Herr, verzeih mir: das kann ich nicht!

Aber da steht das Wort: Gehe hin und verkündige! Ich weiß jetzt, daß es ein gefährliches Wort ist. Ich fürchte mich so sehr vor Taktlosigkeiten; denn sie richten so viel Schaden an und sind wie Seife im Munde. Man wird den Geschmack kaum wieder los.

Was ich doch für ein Narr bin! Warum frage ich nicht den, der einst selber große Freudenbotschaft von Gott brachte? So wie ers gemacht hat, muß ichs auch thun. Er hat Menschen Freude verkündigt, denen sein Wort beinahe wie Hohn klingen konnte. Es gehört viel Takt dazu, wenn man solche Menschen nicht durch Freudenbotschaft verletzen will. Ich sehe aber auch an ihm, daß es auf die Worte gar nicht so sehr ankommt. Es wird mir immer klarer: wenn ich meine Evangelistenpflicht erfüllen will, kann ichs nur in dem Geiste Jesu Christi thun. Ich will um seinen Geist bitten. Wenn ich den habe, dann liest mans auch in meinem ganzen Wesen, daß ich große Wohlthat zu verkündigen habe. Es ist ein stiller Freudengeist, und wenn ich reden muß, wird er auch meine Worte in seinen Schutz nehmen.

Labes

Der gegenwärtige Stand der deutsch-evangelischen Heidenmission

3. Asien und Australien*)

Von dem jüngsten deutsch-evangelischen Missionsgebiet zu dem ältesten, von Ostafrika nach Britisch-Indien!

Ein gewaltiges Gebiet, sechseinhalb mal so groß als Deutschland (540504 qkm — Indien: 3575000), ein Land, in dem alle denkbaren Gegensätze sich vereinigen. Die fruchtbarsten Landstreifen, wie die Ebene des Ganges, und daneben die große Sandwüste Thar östlich vom Indus in der Länge von 750 Kilometern und einer Breite von 300 Kilometern — tropisches Klima in der hindostanischen Ebene und an den Küsten, im äußersten Norden die Eisregionen des Himalaya — die arischen Inder oder eigentlichen Hindu in Hindustan, die Tamulen, Kanaresen, Telugu, Malabaren u. s. w. im Dekan, dann die Völker in den unzugänglichen Berggegenden, dann die Nachkommen der muhammedanischen Eroberer, die Araber, die Juden u. s. w., eine reine Musterkarte von Nationen, von Sprachen — auch von Religionen — auch der Sitten! Ein Land, das durch seine reiche einzigartige Vergangenheit den Religionsphilosophen, den Historiker und Sprachforscher fesselt, das mitten im Welthandel stehend von Jahr zu Jahr dem Verkehr sich mehr erschließt, schon jetzt ein Eisenbahnnetz von 31232 Kilometern besitzt und Universitäten nach europäischem Muster, das Land mit den Königshöfen, deren Pracht dem Märchen die glänzenden Vorbilder liefert — in der That, ein wunderbarer Zauber ruht über diesem Wunderlande! Aber auch die Hungersnot der vorigen Jahre gehört dazu, die entsetzlichste, die

*) Aus äußeren Ursachen ist in Nr. 3 folgender Satz nicht mit zum Abdruck gekommen: Auch der Evangelische Afrika-Verein, „der es sich zur Aufgabe macht, in den deutsch-afrikanischen Schutzgebieten die Verbreitung christlicher Gesittung und Kultur unter der eingebornen Bevölkerung zu fördern, um dadurch insbesondre ihre soziale Lage zu verbessern und an der Beseitigung des Sklavenhandels und der Sklaverei erfolgreich mitzuwirken,“ ist durch die Anlage einer Sklavenfreistätte in der Landschaft Usambara, insonderheit für die Erziehung von Sklaven in jugendlichem Alter in eine vielversprechende Thätigkeit eingetreten.

unter englischer Herrschaft Indien betroffen hat, eine Leidenszeit mit einer Fülle von erbarmungswürdigem Elend. Und in diesem Bilde darf auch nicht fehlen — die Kaste! Mit bleiernem Druck lastet sie auf dem Leben jedes Einzelnen, umzieht ihn mit unübersteigbaren Schranken. Die Gewohnheit wird das Gefühl der Abhängigkeit allerdings abstumpfen, und der Halt, den die Kaste gewährt, mag in vielen Fällen sein Gutes haben. Aber sie macht jede Entwicklung unmöglich, jedes Emporsteigen; auch der zu Größerm befähigt ist, kann sich nicht rühren. Man wird an das große Ungetüm auf dem bekannten Bild von Sascha Schneider erinnert.

Für uns ist Indien — Missionsland, das Land, das mehr als irgend ein andres von unserm Vaterland empfangen hat, an äußern Mitteln und an Menschen, an Interesse und an Liebesbeweisen. Nur ungern widerstehn wir der Versuchung, hier unsern Rundgang zu verlangsamen; denn die Hälfte aller unsrer Gesellschaften hat der Anziehungskraft Indiens nicht zu widerstehn vermocht. Da treffen wir wieder die Brüdergemeine auf einem entsagungsvollen Posten, im Pandschab, im hohen Norden. Der Plan bei Anlage ihrer Stationen war, von hier nach Tibet vorzudringen. Vierzig Jahre wird bereits gewartet, ein Jäschke hat hier seine großen Sprachforschungen angestellt, aber es ist nicht abzusehn, wann die Thür nach Innerasien sich öffnen wird. Inzwischen hat man andre Arbeit gesucht und gefunden, z. B. in dem Hospital in Leh.

Im Nordosten von Britisch-Indien, auf dem linken Ufer des Ganges, liegen die kleinen Gemeinden der Goßnerschen Mission, vor allem Ghazipur — verhältnismäßig spärliche Ergebnisse „nach langer Arbeitszeit und vielen Opfern an Menschenleben und Geld," wie Nottrott selbst sagt. Dagegen ist es dieser Gesellschaft beschieden gewesen, unter den Kols in Tschota Nagpur in der Provinz Bengalen die bekannte reiche Ernte zu halten. Das glänzende Fest in Rantschi, das vor drei Jahren den fünfzigjährigen Bestand der Mission verherrlichte, richtete auch die Blicke Fernstehender auf die 40000 Christen, die hier unter großen Schwierigkeiten gewonnen worden sind.

Südlich von Tschota Nagpur, in der Küstenlandschaft Orissa, hat die Schleswig-Holsteinische Missionsgesellschaft die allerschwersten Anfänge bereits hinter sich. Die Zahlen sind noch klein (111), aber wachsen gut, und mit Freuden liest man, daß z. B. in Kotapad die Kirche zu klein wird. Freilich tritt auch hier die große Schwierigkeit auf, daß man einerseits vermeiden muß, den eingebornen Christen äußere Vorteile zuzuwenden, um nicht ein Reis-Christentum großzuziehen, und andrerseits die Verpflichtung, den armen Parias, die durch die Taufe ins Elend kommen, zu helfen. Man hat mit dem Ankauf von Land begonnen, das man bebauen läßt.

Das fruchtbarste aller indischen Missionsfelder ist jetzt, nach dem Urteil Grundemanns, der vor einigen Jahren Indien besucht hat, das Telugugebiet. Hier haben die amerikanischen Baptisten, aber auch die Londoner Missionsgesellschaft und die Kirchenmission, wie manche andre, in den letzten Jahren ihre Zahlen beträchtlich wachsen sehen. Und den Hermannsburgern scheint in diesem Prozeß auch eine Rolle zufallen zu sollen.

In den Gebieten der alten Dänisch-Hallischen Mission sind nach deren Auflösung die Leipziger eingetreten. In dem Visitationsbericht ihres Direktors vor fünf Jahren konnte konstatirt werden, daß hier unter den Tamilen „die Ansätze zu einer wirklichen lutherischen Volkskirche vorhanden sind." Wir wollen uns herzlich mitfreuen, wenn dieses Urteil durch die weitere Geschichte bestätigt wird. Jedenfalls dürfte dieses Ziel aber nur dann erreicht werden, wenn es gelingt, einer Wiederkehr der konfessionellen Streitigkeiten innerhalb der Missionare vorzubeugen, die (1894) zu dem Austritt einiger von ihnen geführt hat. — Auch hier sucht man durch Verpachtung von Grund und Boden an die Pariachristen ihrem drohenden sozialen Ruin vorzubeugen. Ich erwähne noch die Heranziehung von Neuendettelsauer Diakonissen, weil dies das Betreten eines Weges bedeutet, in Bezug auf den wir Deutschen von England noch viel lernen können.

Auch das große Werk der Basler Mission können wir nur kurz berühren; es breitet sich an der Westküste aus, südlich von Goa, und hat von jeher die größten Summen von Geld und

Arbeit erfordert, nimmt die Hälfte aller ihrer Missionare in Anspruch. Man setzte ein in Südkanara, wo Mangalur liegt, „der Ausgangspunkt und die Zentralstation der Basler Mission in Indien." Ostwärts schließt sich an das bergige Kurgland, nördlich an der Küste der Distrikt Nordkanara und daran landeinwärts Südmahratta, südlich das fruchtbare, volkreiche Küstenland Malabar, „das klassische Land des Kastenwesens," und die Schweiz Südindiens, die Nilgiri (die blauen Berge), im Binnenland. Der weitaus günstigste Boden ist jetzt Malabar; schon seit einer Reihe von Jahren finden hier die zahlreichsten Heidentaufen statt, auch im vergangnen Jahr. Von den schweren Heimsuchungen, die Indien in der letzten Zeit getroffen haben, Hungersnot, Cholera und Pest, sind diese Gebiete fast ganz verschont geblieben. Besondres Interesse erregen hier die großen Veranstaltungen, den zum Christentum Uebergetretenen Arbeit zu verschaffen, die von der Basler „Missionshandlungs- und Industriegesellschaft" in engster Verbindung mit der Mission betrieben werden: die Ziegeleien, Webereien, die mechanische Werkstätte. An 1300 Christen finden hier ihr Brot. Auch noch Landwirtschaft wird geplant. Was der Rheinischen Mission in Südwestafrika nicht geglückt ist, ist hier gelungen und hat sich segensreich entfaltet. Dies giebt die gute Lehre, daß man nicht theoretisch die Frage entscheiden kann, ob auf einem Missionsgebiet die Verbindung mit weltlichen Geschäften zulässig ist oder nicht.

Was hat nun die evangelische Mission in Indien erreicht? Es gehört zu den Verdiensten Grundemanns, daß er, im Gegensatz zu den frühern rosigen Darstellungen, nüchtern und objektiv gerade für Indien diese Frage gestellt und sorgfältig untersucht hat. Der Zahlenerfolg ist noch gering. 2036000 Heidenchristen hat der letzte Zensus von 1891 festzustellen vermocht, das heißt $^4/_5$ Prozent der Gesamtbevölkerung, neben 72 Prozent Brahmadienern, 3,23 Prozent Dämonenanbetern, 20 Prozent Muhammedanern. Und von jenen reichlich zwei Millionen Heidenchristen entfallen auf evangelische Missionen nur 584307! Mit Recht ist weiter darauf hingewiesen worden, daß diese Zahlen sich nicht gleichmäßig über ganz Indien verteilen, sondern in verhältnismäßig engen Bezirken sich zusammendrängen und gewiß mehr als drei Viertel auf die Präsidentschaft Madras entfallen. In großen Gebieten giebt es überhaupt noch kein Christentum, in andern hat es sich nur entsprechend der Bevölkerungszunahme vermehrt, in manchen ist es sogar zurückgegangen (Hermannsburg). Weiter ist es eine sehr beachtenswerte, ebenfalls von Grundemann hervorgehobne Thatsache, daß die Erfolge wesentlich noch auf die niedern Kasten sich beschränken. Wohl giebt es einzelne Christen aus der Brahmanenkaste, zum teil hervorragende Leute, aber es giebt noch keine Gemeinden, die aus den Brahmanen und den höhern Kasten gesammelt sind. Denn die furchtbare Gewalt der Kaste ist noch ungebrochen!

Angesichts dieser Ergebnisse könnte man fast den Mut verlieren, aber um die Sachlage richtig zu beurteilen, darf man nicht nur den Blick auf das richten, was noch zu thun ist, sondern muß das schätzen, was bereits erreicht ist. Und es liegen doch schon recht erfreuliche Erfolge vor! Die Kinderheiraten nehmen ab: was sie für das soziale Leben Indiens bedeuten, mag das Datum zeigen, daß von den Mädchen zwischen fünf und neun Jahren 2201404 verheiratet und 64040 bereits Witwen sind. Die Sitte der Witwenverbrennung kann als beseitigt gelten. Nur noch vereinzelte Fälle kommen vor. — Die Christen stellen einen bedeutungsvollen Bildungsfaktor dar. Während von der Gesamtbevölkerung nur sechs Prozent lesen und schreiben können, besitzen unter 1000 Christen 343 diese Fähigkeit, und während unter 1000 indischen Frauen drei über diese Elemente verfügen, beherrschen sie unter christlichen Frauen 136. — Weiter wird uns versichert, daß die Pfeiler des Heidentums wankend zu werden beginnen, wenn auch freilich mit den Tempeln der Hinduismus noch nicht fällt; denn seine stärkste Stütze hat er in dem Volkstum, er ist national.

Unsre Hoffnungen haben wir offenbar noch für längere Zeit in erster Linie auf die indirekten Wirkungen des Christentums durch Schule, Senanamission, Heilkunst zu setzen; sie ergänzen die unmittelbare Missionspredigt und bringen das Evangelium in sonst für dieses unerreichbare Orte und Kreise.

Gerade in Bezug auf Indien dürfen wir nicht ungeduldig werden, sondern müssen im Auge behalten, daß der gegenwärtige intensive Missionsbetrieb doch erst zwei Menschenalter umfaßt, und vor allem: was ist ein Jahrhundert in der Geschichte der Ausbreitung des Christentums! Wie viel Jahrhunderte sind dahingegangen, ehe unser Vaterland ein christliches Land geworden ist, ein wenigstens äußerlich christliches! —

Hat in Indien das Christentum bereits einen unverkennbaren Einfluß auf das Volksleben, so steht es in China noch vor der Thür und hat erst kleine Kreise für sich gewonnen. Mission wurde überhaupt erst möglich und ist auch jetzt möglich nur soweit, als China den Europäern sich erschlossen hat. Dadurch ist der Fortschritt der Mission hier mehr als anderswo von politischen Ereignissen bedingt gewesen. Erst die Kriege Chinas mit England und Frankreich von der Mitte dieses Jahrhunderts an haben die Thore geöffnet. So hatte der in seinen Motiven für England sehr wenig ehrenvolle Opiumkrieg die gute Wirkung, daß (1842) zunächst außer Hongkong fünf Häfen zugänglich wurden. Und die Friedensschlüsse, die den spätern Kriegen ein Ende machten, bewegten sich in derselben Richtung, haben auch das Inland geöffnet. Schwerer als alle Niederlagen gegenüber europäischen Mächten war der Ausgang des Krieges mit dem benachbarten Japan vor drei Jahren. So wenig der Frieden von Schimonoseki eine definitive Lösung der ostasiatischen Frage gebracht hat, so wenig ist ein klares Urteil über die Wirkungen dieses Feldzugs im Augenblick möglich. Ein so besonnener Forscher wie Grundemann glaubt allerdings, daß die Ereignisse von 1894/95 den Markstein einer neuen Zeit für China bilden werden, aber Andre urteilen weniger zuversichtlich. In jedem Fall ist der Zwang — und China kann nur durch bittere Notwendigkeit aus seiner Lethargie aufgerüttelt werden — nicht ohne wohlthätige Folgen geblieben, und als Missionsfreunde müssen wir uns über jeden Fortschritt der europäischen Mächte freuen und über jede neue Eisenbahn, die gebaut wird; so wird auch die sibirische Bahn ihre missionsgeschichtliche Bedeutung erlangen.

Die großen Hindernisse, die gerade in China der Mission sich in den Weg stellen, sind: der allgemeine Fremdenhaß; die Macht der Familie, die den einzelnen Chinesen, der dem Christentum sich anschließt, sozial isolirt, ähnlich dem in Indien aus der Kaste Ausgestoßenen; der niedrige Bildungsgrad der großen Masse des Volkes, die den ärztlichen Bemühungen auch der Missionare das größte Mißtrauen entgegenbringt; der offne oder passive Widerstand der Mandarinen; die häufige Auswanderung.

Deutschland wurde für China interessirt zuerst durch Gützlaff (1844—51), das ist sein wesentliches Verdienst. Denn seine Thätigkeit in China selbst war viel zu oberflächlich, um tiefe, nachhaltige Wirkungen hervorzubringen. An seine phantastischen Projekte werden wir durch die „Weltevangelisationspläne“ erinnert, die jetzt in Amerika und England viele Köpfe verwirren und jüngst durch Warneck die verdiente Abfertigung in Bremen erfahren haben.

Die jetzt in China arbeitenden deutschen Gesellschaften konstatiren sämtlich eine für die Mission augenblicklich günstige Stimmung als Folge der politischen Ereignisse von 1894/95. Basel, das eine Gemeinde von 4300 Seelen zu sammeln verstanden hat, erklärt durch den Mund ihres Inspektors: „Wir stehen ohne Zweifel vor einem Aufschwung und vor größern Erfolgen.“

Die Rheinische Gesellschaft hat nur $^1/_{10}$ jener Ziffer (401), aber gerade in dem letzten Jahre einen beträchtlichen Zuwachs von 168 Taufen bei einem Gemeindebestand von 263 Gliedern, und es wird von draußen dringend nach einer Vermehrung der Arbeitskräfte verlangt. — Auch die Berliner Missionsgesellschaft äußert sich recht befriedigt. Ihre Sendboten werden seltener „fremder Teufel“ angerufen und fanden freundliche Aufnahme. Die Zahlen sind freilich im vergangnen Jahr infolge von Tod und Verzug hier etwas gesunken; die Gemeinden haben einen Bestand von 830 Gliedern.

Auf 350 Millionen wird die Bevölkerung Chinas berechnet, d. h. sie macht etwa ein Viertel der Bevölkerung der ganzen Erde aus. Diese Zahl allein genügt, um die Bedeutung der Mission in China klar zu machen. Sie muß mit aller Kraft versuchen, in dieser Vorbereitungszeit, wo dieser Volksriese zu erwachen beginnt, Einfluß zu gewinnen, und es ist das Urteil aller Missionare, daß, wenn erst der Chinese dem Christentum sich zugewandt hat, er zäh und opfermutig dafür eintritt. Im Blick auf die Zukunft haben wir allen Anlaß, gerade China unsre besondre Aufmerksamkeit zuzuwenden. —

Ist China in seiner Entwickelung zu langsam, so hat Japan sie überhastet. Augenblicklich steht es noch unter dem Zeichen des großen politischen Erfolges über China, und wenn es auch in letzter Stunde daran verhindert worden ist, die Früchte des Sieges in dem gewünschten Umfange zu pflücken, so ist seine Rückwirkung auf die innere Politik doch eine so günstige gewesen und hat dem Lande einen solchen wirtschaftlichen Aufschwung gebracht, daß Japan in der That mit den Ergebnissen des Feldzugs zufrieden sein kann.

In welcher Lage befindet sich die evangelische Mission in Japan? „Es gab eine Zeit — schreibt ein Missionar des Allgemeinen Protestantischen Missionsvereins —, wo das Christentum Mode war und man es als den unentbehrlichen Aufputz der europäischen Kultur betrachtete. Diese Zeit ist vorüber.“ Die enthusiastischen Hoffnungen, die Manche auf eine rasche Christianisirung dieses begabten und elastischen Volkes setzten, dürften jetzt nur noch von Wenigen geteilt werden. Nachteilig erweist sich, daß das Interesse der Japaner jetzt andern Dingen sich zugewandt hat als der religiösen Frage; der Nationalstolz hat eine Steigerung zum Chauvinismus erfahren und wendet sich jetzt gegen alles Fremde; auch treten die Wirkungen der einseitig intellektuellen Begabung des Japaners auf religiösem Gebiet jetzt offen hervor, um so mehr, als die Missionare dieser Richtung teilweise zu weitgehende Konzessionen gemacht zu haben scheinen. Wie in Industrie, Handel und Unterrichtswesen die Emanzipation von den Fremden sich jetzt schon stark bemerkbar macht, so auch selbst auf dem Gebiet der Mission, wo die christlichen Japaner der Leitung durch europäische und amerikanische Missionare nicht mehr zu bedürfen glauben und sogar zu starken Pietätlosigkeiten gegenüber dem American Board sich haben verleiten lassen. Leider ist gerade diese große amerikanische Gesellschaft durch ihre Grundsätze dazu verführt worden, diesen Unabhängigkeitsbestrebungen sogar noch entgegenzukommen.

So muß das Bild von den Aussichten der Mission in Japan jetzt in weniger hellen Farben gezeichnet werden, als dies noch vor wenig Jahren geschah. Aber auch hier gilt, daß das Christentum doch ein Faktor im Volksleben geworden ist, und gerade der letzte Krieg hat wenigstens die gute Wirkung für die Mission gehabt, daß die vortreffliche Haltung der japanischen Christen in nationalen Fragen dem Christentum Achtung verschafft hat.

Ueber die Wirksamkeit des Allgemeinen Protestantischen Missionsvereins ist in den letzten Jahren aus Anlaß des Daltonschen Buches viel geschrieben worden. Mir scheint, daß der Zentralvorstand besser offen zugegeben hätte, daß die Art der Ueberführung weitgehender Bibelkritik auf das Missionsgebiet ein Fehler gewesen ist. Dieser Verein hat übrigens in so vielen Punkten sich als entwicklungsfähig gezeigt, auch gerade durch das Eingeständnis, daß man damit brechen müsse, die Gebildeten zuerst gewinnen zu wollen, um von oben nach unten zu missioniren, daß man vielmehr dem Volk sich zuzuwenden habe, daß die Erwartung ausgesprochen werden kann, auch dieser Verein werde für die Mission noch positive größere Leistungen vollbringen können. —

Mit diesem kulturell hochentwickelten Inselreich kontrastirt eigenartig das Missionsgebiet der Rheinischen Gesellschaft in Niederländisch-Indien. Wir dürfen auch hier nicht die Arbeit im Einzelnen schildern, obwohl sie es wahrlich verdiente, denn wir stehen hier vor einer Zeit der Ernte, wie sie der Mission selten beschieden ist. Borneo behauptet zwar beharrlich seine ablehnende Haltung, sodaß der letzte Jahresbericht konstatiren muß, daß man fast mehr von Rückschritten als Fortschritten zu reden hat. Um so herrlicher hat sich in Sumatra — von Nias hier abgesehn — die Battakirche entfaltet. 1862 begannen die Barmer ihre Thätigkeit; jetzt haben sie Gemeinden von 36136 und allein im vorigen Jahr 2651 Heidentaufen!

Unter den von Deutschland aus versehenen Missionsgebieten findet sich kein zweites, wo der äußere Erfolg ein so überraschend schneller gewesen ist, und wo zugleich die den Menschen umgestaltende Kraft evangelischen Heilsglaubens so klar hervorträte. Die Battas waren bis in die Mitte unsers Jahrhunderts gelegentliche Kannibalen! — In Mittel-Java arbeiten seit 1884 die Neukirchener, die die Zahl ihrer Getauften auf 770 angeben. —

Auch Australien und Ozeanien sei nur noch gerade erwähnt; Deutschland ist hier weniger beteiligt. Auf dem Festland Australien stoßen wir noch einmal auf den Namen der Brüdergemeine, aber sie stellt nur Missionare, während das Werk von der presbyterianischen Kirche Australiens getragen wird. In Viktoria wie in Queensland übt sie christliche Nächstenliebe an den verkommenen Papuas, die im Laufe dieses Jahrhunderts von 15000 auf etliche Hundert herabgesunken sind. — In Deutsch-Neuguinea hat die Rheinische Gesellschaft bis jetzt nur Opfer gebracht; es giebt dort bis jetzt nur eine Statistik der Todesfälle, zehn Gräber in neun Jahren (1887). Auch die Neuendettelsauer stehen noch mitten in den Schwierigkeiten der ersten Pionierarbeit, aber die Schulen scheinen bereits in Gang zu kommen. Und da es sich um deutsches Gebiet handelt, darf der Eifer erst recht nicht erkalten! Bismarckarchipel, Salomo- und Marschallinseln sind von deutschen Gesellschaften überhaupt noch nicht in Angriff genommen.

4. Schluß

Auf unsrer Rundschau erblickten wir reiches fruchtbares Land, aber auch Steppe. So ist es in der That, und darum muß auch davon offen geredet werden. Denn die Fehler der ältern Missionsberichterstattung, nur liebliche Bilder vorzuführen, müssen dauernd überwunden bleiben.

Von Zahlen haben wir sparsamen Gebrauch gemacht; denn sie verwirren leicht und erregen falsche Vorstellungen. Jede Zahl bedarf der Auslegung, das gilt von der Statistik der Einzelgemeine wie von der der Gesellschaften. Leider sind auch noch immer nicht einheitliche Grundsätze für die Jahresstatistik von allen unsern Gesellschaften adoptirt, und es wird wohl noch einige Zeit vergehn, bis alle unsre Missionssozietäten in ihrem Jahresbericht die Höhe der Basler erreichen. — Aber wenigstens einige Zahlen mögen noch genannt sein: Es arbeiten jetzt 731 Missionare auf 456 Hauptstationen (die Zahl der Außenstationen und Predigtplätze beträgt mehrere Tausend) und haben einen Gemeindebestand (d. h. Getaufter) von 316088. Die Zahl der Heidentaufen betrug im Jahre 1896 fast 14000. Ihre Schulen (nicht gerechnet die Sonntagsschulen) werden besucht von 71158 Schülern. Der Gesamtaufwand der von deutsch-evangelischen Missionsgesellschaften unterhaltnen Arbeitsfelder — d. h. unter Ausschluß des Jerusalemvereins, des China-Frauenvereins, des Morgenländischen Frauenvereins — betrug rund 6 Millionen Mark. Das sind kleine Zahlen, wenn wir auf die Aufgaben blicken, die noch ungelöst vor uns liegen, auf das, was noch zu thun ist. Sie sind groß, wenn wir daneben stellen, daß im Jahre 1800 nur etwa 88 Missionare auf 30 Stationen etwa 36000 Heidenchristen bedient haben — es geht also vorwärts! Aber langsam: denn wo ist es uns gelungen, selbständige christliche Kirchen aus den Heiden zu sammeln? Diese eine Frage genügt, um uns vor Ueberschätzung dessen zu warnen, was wir erreicht haben. Freilich ist auch die römisch-katholische Kirche in ihrer vierhundertjährigen Mission nirgends dazu gelangt. Aber soviel dürfen wir doch aus der Missionsgeschichte der letzten beiden Jahrhunderte entnehmen: auch unser evangelisches Deutschland ist von Gott berufen, mitzuarbeiten an der Ausbreitung seines Reiches!

C Mirbt

Das Wesen des Ultramontanismus

3

Hoensbroech leitet seinen Vorschlag zur Bekämpfung des Ultramontismus ein durch eine scharfe Kritik der Mißgriffe, die im Kulturkampf gemacht worden sind. Die wohlwollenden Kritiker seines Vorschlags, Beyschlag und Hans Delbrück, haben Bismarck und Falk gegen seine Urteile in Schutz genommen. Mir erscheint das „gewohnheitliche Ungeschick des preußischen Staates in seinen Auseinandersetzungen mit Rom" begründet zu sein in dem schwankenden Urteil über die Verfilzung von Religion und Politik im Ultramontanismus. So ließ und läßt man in Friedenszeiten die ganze katholische Religion einschließlich des Papstes und der Unfehlbarkeit als Religion gelten und behandelte ihre Diener als Stützen des Staats und der Gesellschaft nach ultramontanem Religionsbegriff, in Kriegszeiten dagegen zog man sich auf den protestantischen Begriff von Religion zurück und sagte: ihr habt euch über Religionsverfolgung nicht zu beklagen, wenn wir eure Bischöfe absetzen und ungehorsame Priester disziplinieren, denn wir lassen euch ja doch eure Kirchen und Sakramente. In Friedenszeiten behandelte man den Papst wie eine Institution der heimischen Kirche, in Kriegszeiten wie einen fremden Körper.

Der Kulturkampf wurde begonnen im guten Glauben, daß man der Religion der Katholiken gar nicht zu nahe trete, beendigt, weil man einsah, es sei doch geschehen. Daß man aber dann keine neue Grenzberichtigung zwischen dem Staat und dieser katholischen Kirche vornahm, daß man, was vorher bekämpft worden war, die päpstliche Allgewalt in der Kirche, ohne Vorbehalt anerkannte, das erst bedeutete den Verlust der Schlacht und des Schlachtfeldes. Die irreparable Folge davon ist die gegenwärtige politische Situation. Es ist ja nicht ganz unrecht, was Delbrück betont: das Zentrum ist aus einer intransigenten eine traktable Partei geworden, die nolens volens positiv am Staat mitarbeiten muß. Das ist doch nur darum möglich, weil das, was das Zentrum einstweilen in Deutschland besorgt, die Verhinderung des Wachstums des deutschen Reichs ist, ungefähr im Stile des ehemaligen Partikularismus, dem ja auch subjektiv ehrliche Patrioten anhingen; Rom aber von seinem Standpunkt kann sich das gefallen lassen, weil es sich ansehen läßt als eine Schädigung des deutschen Reiches. Wo man kein andres Ziel hat als Schwächung aller Staaten, um aus ihren Verlegenheiten Nutzen zu ziehen, wird man keinen, auch den geringsten Erfolg verschmähen. Das Zentrum ist für diese Politik, die mit den Erfahrungen eines Jahrtausends rechnet, ja auch nur eine Schachfigur, weniger vielleicht ein Turm, als ein Springer, den man bei hohem Spiel ohne Skrupel opfern würde.

Folgendes ist der Vorschlag Hoensbroechs zur „Durchschneidung der ultramontanen Wurzel": Man höre auf, den Papst, der nichts ist als das religiöse Haupt der Katholiken, zu behandeln wie einen politischen Souverän. Man verweigre ihm alle rein weltlichen Ehren, behandle ihn nicht in höfisch-fürstlichen Formen, gönne ihm keine diplomatische Vertretung, erkenne keine päpstlichen Orden und „Uniformen" an, beseitige das Garantiegesetz; ebenso verfahre man mit Kardinälen, Patriarchen, Erzbischöfen und Bischöfen. Man behandle sie mit aller Rücksicht als Religionsdiener, erweise ihnen aber keinerlei weltliche Ehren und — man wird erleben, daß mit dem Wegfall dieser „Aeußerlichkeiten," auf denen zum großen Teil seine imponirende Macht beruht, der Ultramontanismus seine Zugkraft verliert. Damit würde keinerlei eigentlich religiöses Gefühl verletzt, das katholische Volk würde nach wie vor die Kirche besuchen, Messe hören und Sakramente empfangen, mit einem Wort seinem Glauben nachleben können.

Also Hoensbroech will Beseitigung der fürstlichen Stellung des Papstes und der Bischöfe und deren Verwandlung in Generalsuperintendenten der katholischen Kirche mit so und so vielen Oberpfarrern! Das würden die protestantischen Stiefkollegen sicherlich mit großem Vergnügen wahrnehmen, und selbst die Ultramontanen würden vielleicht nicht leugnen, daß Petrus und Genossen kaum mehr gewesen seien; aber daß eben ihre Nachfolger zu ganz andrer Höhe gekommen sind, das ist ja gerade ihr Stolz. Der deutsche Kaiser war auch einmal nur Markgraf von Brandenburg. Nimmt man dem Papst seine dreifache Krone, den Bischöfen ihre Mitra, den Priestern ihre Meßgewänder, den Kirchen ihren Prunk und Glanz, auch wenn man an Liturgien und Gebräuchen kein Wort änderte — was bleibt dann da noch für das jetzige katholische Volk, das in diesen Dingen den Vorschmack des Himmels sieht? Die katho-

liſche Religion iſt eben die Religion, da man mit allen fünf Sinnen die Nähe Gottes genießt.

Auch ſcheint mir, daß aus Hoensbroechs Vorderſätzen die gerade entgegengeſetzte Konſequenz gezogen werden könnte. Nämlich die: man behandle den Papſt, der nun einmal ein Weltherrſcher ſein will, auf Koſten aller andern Souveräne, nur als Herrſcher, als den allgemeinen politiſchen Gegner, als fremde Macht, die Einem im eignen Lande hinderlich iſt, der man möglichſt wenig Einfluß auf die eignen Unterthanen geſtattet. Da man ſich mit ihm, mit dem kein Friede möglich iſt, ſtets nur im Zuſtande des Waffenſtillſtandes befindet, ſo traue man ihm nie, laſſe ſich keinen der heimiſchen Biſchöfe als ſeine Agenten gefallen, man behandle ihn genau nach dem das politiſche Wetter iſt, heute freundlich, morgen eiskalt, man rufe den Geſandten bei ihm ab, wenn er ſich Uebergriffe erlaubt in das Gebiet andrer Konfeſſionen, die nicht nur im ſtaatlichen Schutze ſtehen, ſondern auf denen hiſtoriſch der Staat beruht. Man dulde keinerlei Ordens- und Titelverleihungen dieſes kriegsbereiten Souveräns an die eignen Unterthanen, ja wenn man will ſpreche man es offen aus: der Papſt iſt kein Religionshaupt, ſondern der Papſt iſt der augenblicklich, aber auch nur augenblicklich von den Katholiken anerkannte politiſche Diktator der katholiſchen Kirche, der nur aus dieſem Grunde berückſichtigt wird in der Hoffnung, daß dieſe Kirche demnächſt einmal dieſem Despoten den Gehorſam aufkündigt und zu ihrer urſprünglichen religiöſen Kirchenform wieder zurückkehrt.

Aber auch dieſer Vorſchlag wäre wohl ſo undurchführbar wie der erſte. Undurchführbar, nicht wirkungslos. Denn das wollen wir uns doch gern von dem beſten Kenner katholiſcher Stimmungen, den wir haben, geſagt ſein laſſen, daß eine ruhig und konſequent durchgeführte derartige Politik auf die Dauer von der Mehrzahl der Katholiken gebilligt werden würde. Das aber läßt hoffen, daß man einmal ſelber zur Erkenntnis der Knechtſchaft kommt. Delbrück hat bereits darauf hingewieſen, die Verweigerung weltlicher Ehren an die Kurie durch einen Staat werde ſich ſofort ein andrer zu nutze machen und durch Vermehrung der Ehren die Kleriſei für ſich gewinnen. Und Hoensbroech ſelbſt hat ſich den Einwand gemacht, daß die Mächtigen der Erde lieber mit einem gefürſteten Kirchenhaupt verkehren als mit einem bürgerlichen. Man denke doch an das unüberſteigliche Hindernis, das die plötzliche Streichung der Kardinäle, Erzbiſchöfe, Fürſtbiſchöfe und Biſchöfe aus der preußiſchen Hofrangliſte finden würde! Welcher Staatsmann würde den Kampf mit den höfiſchen Kreiſen aufnehmen dürfen, deren Lebensberuf die Erhaltung dieſer Etikette iſt!

Was ein Bismarck nicht konnte, wird kein Geringerer verſuchen dürfen. Am allerwenigſten in einer Zeit, da man auf die Mithilfe der katholiſchen Partei bei der Geſetzgebung und Budgetbewilligung nicht verzichten kann. Erſt wenn das Zentrum wieder einmal in die verdiente Minderheitsſtellung zurückgedrängt ſein würde, dürfte man an die Durchführung eines derartigen Planes denken; gegenwärtig könnte dieſem ja gar nichts Günſtigeres widerfahren als ein neuer Kulturkampf, und als ſolchen würde man den Angriff auf die Kreuze und Mitren, die grünen Schnüre und violetten Strümpfe anſehen.

Neben ſeinem Hauptvorſchlag bietet Hoensbroech noch eine Reihe ſehr beachtenswerter weiterer Vorſchläge zu geſetzlichen Maßnahmen: Verſchärfung des Kanzelparagraphen, Beſchränkung der politiſchen Rechte und veränderte Erziehung des Klerus, Ueberwachung der Orden und zweckmäßige Faſſung des Jeſuitengeſetzes, die nur darum nicht beſprochen werden, weil bei der Kampfſcheu der gegenwärtigen Regierungen keine Ausſicht auf ihre Durchführung vorhanden iſt. Sie werden vielleicht ſpäter einmal gute Dienſte thun können. Delbrück hebt daraus einen als hochbedeutſamen heraus: die völlige Ueberlaſſung des Klerus an die von den Biſchöfen gewünſchte minderwertige Seminarbildung und Ausſperrung von allem höhern geiſtigen und wirklich nationalen Leben.

Beyſchlag kann aus ähnlichen Gründen, wie ſie bisher entwickelt wurden, die Hoffnung nicht faſſen, daß Hoensbroechs Vorſchläge zum Ziele führen würden, und macht darum einen, alles zuſammengenommen, noch radikalern Vorſchlag:

Man wird endlich die Folgerung ziehen müſſen, die das vatikaniſche Konzil dem modernen Staate gebieteriſch aufdrängt. . . . Das Verhältnis zwiſchen deutſchem Staat und römiſcher Kirche, wie es nach den Freiheitskriegen feſtgeſtellt worden iſt, hatte Vorausſetzungen, die heute nicht mehr beſtehen. . . . Es hatte zur Vorausſetzung, daß katholiſcher Glaube ſei, was im Tridentinum und im Catechismus Romanus ſteht, nicht aber die ultramontane Doktrin mit allen ihren ungeheuern päpſtlichen Prätenſionen, . . . daß die römiſch-katholiſche Kirche ſich ihrer aggreſſiven Feindſeligkeit gegen das reformatoriſche Bekenntnis begeben, dem Staate einen Einfluß auf ihre eigne Verwaltung einräumen und mit ihm und der in ihm vorwiegenden evangeliſchen Kirche in der Erziehung des deutſchen Volkes zuſammenwirken wolle. [Dieſe Vorausſetzungen ſind durch das vatikaniſche Konzil vernichtet worden. Es iſt darum] nicht mehr als billig und vernünftig, wenn der Staat ſeine ſeitherigen Verpflichtungen endlich kündigt, der römiſchen Kirche alle Freiheit läßt, die er ihr im Rahmen ſeiner Geſamtaufgabe belaſſen kann, aber das poſitive Gemeinſchaftsverhältnis mit ihr auflöſt.

Mit einem Wort: die Löſung des Problems, die Beyſchlag bereits in der Flugſchrift „Die römiſch-katholiſchen Anſprüche an die Volksſchule“ vorgeſchlagen hatte, iſt, „daß man das Syſtem der Trennung von Staat und Kirche auf die römiſche Kirche anwendet.“

Beyſchlag rät, auf die Anzeigepflicht und den Einſpruch bei Biſchofswahlen zu verzichten, die Orden mit Ausnahme der Jeſuiten freizugeben, die Dotation der katholiſchen Kirche zu belaſſen, die theologiſchen Fakultäten aufzuheben, den katholiſchen Religionsunterricht aus der Schule zu verweiſen. Er glaubt, daß nach einem erſten Wutgeſchrei der jeſuitiſchen Preſſe das römiſch-katholiſche Volk ſich bald in die Lage finden würde, daß ſich dann bald die Unzulänglichkeit der römiſchen Kirche, unſer Volk religiös zu befriedigen, herausſtellen und infolgedeſſen eine Reformbewegung entſtehen würde, dem Altkatholizismus ähnlich, „die unſer Volk der jetzt verloren gegangnen geiſtigen Einigung wieder zuführen hilft, ohne die unſre politiſche Einigung nicht zu behaupten iſt.“

Während ich dem Ziel, das Beyſchlag anſtrebt, zuſtimme, möchte ich auch dieſen anſprechenden Vorſchlag für unausführbar halten aus praktiſchen und prinzipiellen Gründen. Der praktiſche Hauptgrund iſt der Mangel einer Regierung, die einen ſolchen Schritt wagen dürfte, der als ein neuer Kulturkampf aufgefaßt werden würde in einem Augenblick, wo man beim bisherigen Syſtem ſtets neue Vorteile ertrotzt oder erhandelt. Sodann: die Maßregel involvirt eine Verfaſſungsänderung und könnte nur auf dem Geſetzgebungswege durch eine Majorität zuſtande gebracht werden. Wo wäre die zu finden? — Der prinzipielle Grund iſt die Konſequenz, die eine ſolche Verwandlung der katholiſchen Kirche in eine Privatkirchengeſellſchaft nach ſich ziehen würde. Ein Verſuch, der die katholiſche Kirche mit der vollen Fürſorge für die Heranbildung ihres Klerus belaſtete und ihr die ſtaatliche Zwangsexekution ihrer Kirchenſteuern verſagen müßte, der darum vorausſichtlich eine empfindliche Geldeinbuße für ſie herbeiführen und ſicherlich auch den Peterspfennig ſtark reduziren würde, würde ſofort die katholiſche Partei mit allen radikalen Parteien vereinigen zu der Forderung ſeiner Erweiterung. Man würde unabwendbar verlangen, daß das Prinzip der Trennung von Kirche und Staat auch auf die evangeliſche Kirche angewendet werde in der ſichern Hoffnung, daß damit deren Ruin beſiegelt wäre. Und wer würde ſich bei der mehr formal juriſtiſchen als realpolitiſchen Vorbildung unſrer Beamten der ſcheinbaren Konſequenz einer ganz paritätiſchen Behandlung der Frage widerſetzen? Und dann? Ein Zentrum zerfiele vielleicht, und ein neues käme wieder!

So wenig man auch fürchten mag, die evangeliſche Kirche werde an dieſem Kaiſerſchnitt ſterben, wer möchte die Verantwortung für die Operation übernehmen? Die evangeliſche Volksſchule und die theologiſchen Fakultäten, die Konſiſtorial- und die Synodalverfaſſung würden ja ſofort verſchwinden, und was an die Stelle träte, könnte Niemand wiſſen!

Iſt die jetzige Zeit dazu angethan, daß man auch dieſe Umwälzung provoziren dürfte? Auch ſonſt mutige Männer werden Nein ſagen.

Es bleibt alſo doch kein andrer Weg ſtatt aller der vorgeſchlagnen Radikalkuren als der Weg der kleinen Mittel und der geduldigen Hoffnung auf eine innerkatholiſche Reform, der man aber ganz anders hilfreich beiſpringen müßte. Karl Sell

Kirchenregimentliche Memorabilien

Erinnerungen aus dem amtlichen Leben des Wirklichen Geheimen Rats Dr. theol. Bernhard Hesse in Weimar. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg, 1897

In den letzten Jahren haben verschiedne Theologen — ich nenne Beyschlag und Rogge — die Gegenwart durch Erinnerungen aus ihrem Leben erfreut, gewiß für weitere Kreise eine anregende Lektüre und für das Verständnis gegenwärtiger theologischer Denkweise und kirchlicher Bestrebungen in einer spätern Zeit nicht ohne Bedeutung. In einem gewissen Unterschiede von jenen Publikationen erschien kürzlich eine kleine Schrift, die das amtliche Wirken des Mannes, der dreiundzwanzig Jahre lang der erste und der leitende Geistliche der großherzoglich sächsischen Landeskirche war und am Anfang des Jahres 1896 unter hoher Anerkennung von allen Seiten in den Ruhestand trat, nämlich des Generalsuperintendenten Wirklichen Geheimen Rats Dr. theol. Bernhard Hesse, in kurzer, meistens aktenmäßiger Weise darstellt. Sie ist von dem Manne selbst, dessen Wirken darin zur Darstellung kommt, verfaßt; er willfahrte dabei teils dem Wunsche ihm befreundeter Männer, teils folgte er dem eignen Verlangen, gewisse Daten und Grundsätze, nach denen er seine verantwortungsvolle Stellung verwaltete, der Nachwelt zu übermitteln.

Das Schriftchen hat daher weniger als Biographie eines bedeutenden evangelischen Geistlichen der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts Wert. Der Verfasser erzählt nicht viel über seinen Lebensgang und seine Entwicklung; man möchte immer wieder bei der Lektüre ihn auffordern, darüber uns erwünschte Mitteilung zu machen. Das Interesse konzentrirt sich vielmehr auf die amtlichen Leistungen, die von diesem frühzeitig ausgereiften Charakter ausgeführt sind. Hesse — geboren 1818 in der Niederlausitz — befand sich vom Beginn seiner theologischen Laufbahn an im Gegensatz zu dem offiziellen Kirchentum seiner Zeit und seiner Landeskirche. Als energischer Charakter war er sich dessen nicht nur bewußt; er war entschlossen, nur unter der Bedingung in den praktischen Dienst seiner Kirche zu treten, daß ihm eine Verleugnung seiner wissenschaftlich-theologischen Denkweise nicht zugemutet werde. Diese hatte von Männern wie David Schulz, Knobel und Middeldorpf ihr Gepräge erhalten; er selbst bekennt, daß namentlich David Schulz seiner theologischen und kirchlichen Richtung die entscheidende Richtung gegeben habe. Es schien daher fast unvermeidlich, daß er auf den praktischen Kirchendienst, für den er begeistert war, verzichten mußte. Dennoch trat er frühzeitig in diesen ein, freilich in einer einigermaßen seltsamen Weise.

Hesse wurde in Hirschberg für die dritte Pfarrstelle an der Gnadenkirche durch die Gemeinde gewählt. Das Formular, nach dem die Ordination der Geistlichen vollzogen wurde, lautete folgendermaßen:

> Hiernach wird Euch Folgendes vorgehalten: erstens keine andre Lehre predigen und ausbreiten zu wollen als die, die begründet ist in Gottes lauterm und klarem Worte, den prophetischen und apostolischen Schriften des Alten und Neuen Testaments, unsrer alleinigen Glaubensnorm, und verzeichnet in den drei Hauptsymbolen, dem apostolischen, dem nicänischen und athanasianischen [hier werden weiter die symbolischen Schriften genannt], und in deren Geiste die Agende unsrer evangelischen Landeskirche abgefaßt ist und der zu folgen Euch obliegt.

Hesse nahm an dieser Verpflichtungsformel Anstoß; er hielt es für eine Sache der Ehrlichkeit, eine derartige Verpflichtung auf die symbolischen Bücher, deren Lehre hier als völlig konform mit der heiligen Schrift angesehen werde, nicht zu übernehmen. Er war gewillt, sie einfach abzulehnen, wenn der Generalsuperintendent Hahn, der als Mitglied des schlesischen Konsistoriums die Ordinationen meistens vornahm, darnach verfahren würde. Allein D. David Schulz, der freilich damals dem genannten Konsistorium nicht mehr angehörte, aber doch noch Einfluß darin ausübte, setzte es durch, daß, während D. Hahn in Berlin war, die Ordination Hesses durch einen städtischen Konsistorialrat in Breslau, der im praktischen Pfarramt stand, vollzogen wurde. Es zeugt von einer ziemlichen Ungebundenheit in damaliger Zeit, daß dieser die Ordination so vornehmen konnte, daß er den neuen Pfarrer von Hirschberg nur „auf die reine Lehre Jesu“ verpflichtete. Das ließ sich natürlich, nachdem es geschehen war, nicht redressiren. Allein wie übel es von der mehr und mehr sich geltend machenden Orthodoxie bemerkt wurde, erhellt daraus, daß der Superintendent dem jungen Pfarrer nach seiner Antrittspredigt die Worte zurief: „Na, das war das erste mal, wann wird es das letzte mal sein?“ Es begann sogleich der Ansturm gegen den „liberalen“ jungen Geistlichen, freilich zunächst ohne Erfolg. Es wurden von der Aufsichtsbehörde die Konzepte von einzelnen Predigten eingefordert, der Pfarrer wurde wegen gewisser dogmatischer Defekte in den Predigten denunzirt und wegen amtlicher Funktion am Grabe eines Selbstmörders zur Verantwortung gezogen. Trotzdem überwand die Besonnenheit, Mäßigung und tüchtige Amtsführung des jungen Geistlichen alle Verdächtigungen. Zwölf Jahre (von 1846—58) ist Hesse in Hirschberg thätig gewesen, von seiner Gemeinde verehrt und geliebt. Da wurde er von dem Magistrat Breslaus bei der Wiederbesetzung des Diakonats an der Bernhardinkirche zu einer Gastpredigt aufgefordert. Der Magistrat wählte ihn; aber das Konsistorium versagte zunächst die Bestätigung. Die bekannte Theorie, wonach ein Geistlicher in der einen Stadt sein Amt widerspruchslos führen könne, während dies wegen seiner dogmatischen Ansichten in der andern Stadt nicht thunlich sei — eine Theorie, die bekanntlich später oftmals angewendet wurde —, leistete also schon damals ihre Dienste. Der Oberkirchenrat, an den der Magistrat appellirte, ordnete ein Kolloquium an, und das Konsistorium verlangte vorher über vier Punkte schriftliche Erklärung. Der Beanstandete sollte Auskunft geben, was er unter dem heiligen Geist verstehe, ob etwa nur „eine Begeisterung für die Wahrheit“? Ferner wie er von dem natürlichen Zustande des Menschen, von der Sünde und ihrem Verderben denke; er solle sich aussprechen über die Lehre von der Rechtfertigung, und endlich — das Wichtigste! — wünscht die hohe Behörde die Ansicht des Geistlichen von „der Persönlichkeit des Teufels und seiner Wirksamkeit.“ Die Wahlpredigt Hesses hatte zu diesen vier Fragen die Veranlassung gegeben. Wenn man nun bedenkt, daß Hesse als Theologe niemals irgendwie extrem war, daß ihn vielmehr stets große Besonnenheit und praktischer Takt auszeichnete, so muß man zwiefach über diese Fragstellungen des Konsistoriums erstaunt sein. Man sollte es doch kaum für möglich halten, daß dieses die „Persönlichkeit“ des Teufels für eine dogmatische Lehre zu halten schien, ohne deren Geltendmachung ein Geistlicher kaum eine richtige pfarramtliche Thätigkeit entfalten könne. Der Verfasser teilt in seiner Broschüre seine vollständige Antwort an die Behörde mit, in der er sich stets auf das Lehrbuch des christlichen Glaubens seines damaligen Generalsuperintendenten und frühern „hochverehrten Lehrers,“ des D. Hahn, nicht ohne einen gewissen Humor beruft. Sie ist ein Beweis für seine auf das Praktische gerichtete Gesinnungsweise, die die Form der dogmatischen Begriffe dahingestellt sein läßt, den Inhalt aber in einer für die Gegenwart verständlichen Weise zur Anwendung zu bringen sucht. Die Entscheidung des Oberkirchenrats lautete denn auch dahin, daß trotz mancher Abweichungen von der Kirchenlehre das positive Christentum bei dem Verfasser der betreffenden Predigt so weit zu seinem Rechte bestehe, daß von weiterer Verweigerung der Bestätigung Abstand zu nehmen sei. Der Oberkirchenrat trat in seiner Verfügung auch für die Anschauung ein, daß, wenn Hesse bisher in Hirschberg unangefochten in seinem Pfarramt belassen sei, man ihm auch nicht den Eintritt in ein Pfarramt zu Breslau verweigern könne. So viel wir wissen, hat derselbe später nicht immer von der gleichen Anschauung sich leiten lassen.

Vierzehn Jahre lang bis 1872 hat nun Hesse in Breslau eine bedeutende und mannigfach hervorragende Stellung eingenommen; nicht nur daß er ein sehr beliebter Prediger war und in kirchlicher Beziehung das Vertrauen weiter Kreise genoß; auch politisch trat er hervor. Er war der Verfasser der Petition, die im Jahre 1860 die sogenannte konstitutionelle Partei in Breslau dem Abgeordnetenhause in Sachen der drei Stiehlschen Regulative überreichte. Die Petition verlangte ein allgemeines Unterrichtsgesetz und die Entfernung jener Regulative, die — wie es hieß — die religiöse Bildung des evangelischen

Volkes nicht auf das Evangelium, sondern auf ein beschränktes Kirchentum zu gründen suchen. Da ein geistlicher Herr in Breslau von Seiten des Konsistoriums beauftragt war, die Schritte des einigermaßen anrüchigen neuen Pfarrers zu überwachen, so nahm dieser die Gelegenheit wahr, Hesse von der Ausübung seiner staatsbürgerlichen Rechte zurückzuschrecken, bis die Nachricht eintraf, daß das Ministerium in Berlin die Petition gar nicht ungünstig aufgenommen habe. Uebrigens verschwand auch in Breslau ebenso wie früher in Hirschberg das Mißtrauen der Vorgesetzten in dem Maße, als man die Tüchtigkeit der Amtsführung anerkennen mußte. Diese bewährte sich namentlich im Jahre 1866, wo der Krieg die Cholera nach Breslau gebracht hatte. Tagelang war der Pfarrer von morgens früh bis mittags mit Krankenbesuchen und Krankenkommunionen beschäftigt, während er von 2—9 Uhr nachmittags die Leichen nach dem Friedhof begleitete. Als im folgenden Jahre die Superintendentur vakant wurde, ernannte der Magistrat Hesse in Anerkennung seiner Verdienste zum Propst. Er wurde damit zugleich Mitglied des städtischen Konsistoriums und Schulinspektor. Der Magistrat that dies um so lieber, als Hesse einen Ruf an den Bremer Dom, der auf pekuniären Vorteil hinwies, abgelehnt hatte. Die Universität Gießen aber ehrte den tapfern und tüchtigen Pfarrer durch den theologischen Doktortitel.

Nun aber beginnt die bedeutendste Periode seiner Thätigkeit. Im Jahre 1872 wurde Hesse zur Leitung der Landeskirche des Großherzogtums Sachsen als Geheimer Kirchenrat und Oberhofprediger nach Weimar berufen. Es war ein außerordentliches Vertrauen, das sich hierin aussprach. Die Tradition dieser Landeskirche hatte seit Herders Thätigkeit ihre bestimmt vorgeschriebne Bahn; davon abzuweichen war ausgeschlossen. Aber man wünschte einen Theologen zu finden, der mit klarem Sinn die Bedürfnisse der Zeit beurteilte, der die Förderung des Christentums nicht auf dem rückläufigen Wege eines konfessionellen Kirchentums erstrebte, der in seinem praktischen Verhalten sich von der Ueberzeugung leiten ließ, daß Religion und Wissenschaft sich nicht ausschließen, sondern, richtig verstanden, ihre Beziehung aufeinander zu bewahren haben. Welch ein großes Vorbild hatte Herder einst gegeben! Es war bedeutungsvoll, daß der Enkel Herders, der damals Chef des Kultusdepartements und Staatsminister im Großherzogtum war, die Wahl des neuen Generalsuperintendenten auf den Mann lenkte, dessen freiere theologische Gesinnung in Preußen bisher manches Bedenken hervorgerufen hatte. Die weimarische Landeskirche bedurfte aber damals um so mehr eines Mannes, wie Hesse war, als ihre Weiterentwicklung durch Einführung einer Synodalverfassung bevorstand und infolge des vom Reiche gegebnen Zivilstandsgesetzes auch hier eine kirchliche Auseinandersetzung stattfinden mußte, deren Leitung nur geschickten Händen anzuvertrauen war. Hesse war der richtige Mann, der einerseits von echt protestantischem Standpunkt aus die Entwicklung zu beurteilen imstande war, der aber hinlänglich praktische Erfahrung besaß, um bei aller Entschiedenheit doch stets mit Milde und Schonung vorzugehen. Nichts lag ihm ferner, als seine Ueberzeugung den Widerstrebenden aufdrängen zu wollen, er kannte die christliche Geduld, die dem allmählichen Fortschritt des Notwendigen und Richtigen vertraut. So verfuhr Hesse bei den Verhandlungen über die neue kirchliche Trauformel. Er ließ sich nicht durch die auf der preußischen Generalsynode gefaßten Beschlüsse irre machen, die auf ein „Zusammensprechen zu christlicher Ehe“ gingen. Er blieb dabei, daß es der Wahrhaftigkeit und der Würde der Kirche entspreche, wenn sie den Zivilakt nicht durch ihre Trauformel irgendwie verdunkle, wenn sie demgemäß ihre Trauformel als Weihung und Segnung des Ehebundes fasse. In dieser Weise fand in der That der Abschluß der Verhandlungen statt, obwohl daneben ein Parallelformular mit der Formel gestattet wurde: „Ich spreche euch zusammen zu christlicher Eheführung.“ In derselben Weise gelang es, der Konfirmation in der weimarischen Landeskirche einige Anstöße zu nehmen und berechtigte Forderungen in ihrer Gestaltung zur Anerkennung zu bringen. Aber auch hier war Hesse weit entfernt, Aenderungen in einseitiger Weise zu befürworten. Er wünschte nur Toleranz für solche, die um der Gewissenhaftigkeit

ihrer religiösen Ueberzeugung willen den zu konfirmirenden Kindern kein Treugelübde gegenüber dem apostolischen Glaubensbekenntnis abnehmen wollten. Es sind schöne Worte, die er damals auf der Landessynode sprach:

Um unsrer Landeskirche willen, und damit derselben der weithin leuchtende Ruhm erhalten bleibe, daß in ihr die verschiednen Richtungen friedlich und vereint an der Lösung ihrer großen gemeinsamen Aufgaben neben einander arbeiten, rufe ich denen, die unserm Antrage noch feindlich gegenüberstehen, die herzliche Bitte zu: Vollziehen Sie mit der Zustimmung zu demselben einen schönen, jenem Frieden dienenden Akt der Toleranz!

Hesse erreichte auch hier, was er wünschte, durch den Beschluß, entsprechende Parallelformeln einzuführen.

So bedeutend seine kirchenpolitische Thätigkeit in den dreiundzwanzig Jahren war, da er als Generalsuperintendent an der Spitze der weimarischen Landeskirche stand, so war doch die seelsorgerische Seite seines Amtes nicht minder fruchtbringend. Nicht nur daß das Vertrauen der gesamten Geistlichkeit des Großherzogtums ihm mehr und mehr entgegenkam, nicht nur daß der edle Großherzog, der von tiefem und aufrichtigem religiösen Interesse beseelt ist, ihm immer näher trat und ihn durch seine Huld und Anerkennung auszeichnete; persönlich förderte Hesse eine Menge praktischer Angelegenheiten, die von seiner Kraft und niemals müden Regsamkeit Zeugnis ablegten. Unter seiner Führung wurde ein Verein zur Fürsorge für entlassene Sträflinge ins Leben gerufen, eine Herberge zur Heimat, eine Mägdebildungsanstalt und eine Krankenpflegerinnenanstalt in Weimar gegründet. Es würde zu weit führen, die einzelnen Zweige innerer Mission namhaft zu machen, die durch Hesse Förderung erhielten. Es war ein Zeichen richtiger Würdigung der Zeit, daß er gerade auf diesem Felde mit rastloser Thätigkeit und nie versagendem Optimismus voranging. Dabei nahm er stets den regsten Anteil an wissenschaftlichen Bestrebungen. Er gehörte von Anfang an zu den Mitarbeitern der im Jahre 1879 begründeten „Zeitschrift für praktische Theologie.“ Er gehörte auch zu den Begründern des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins. Er hat diesem wesentliche Dienste geleistet, nicht nur durch sein persönliches Eintreten, sondern im besondern dadurch, daß er das Interesse seines Fürsten, der die Stellung eines Protektors des Vereins annahm, dafür gewann. Die Verbindung des Vereins mit der weimarischen Landeskirche ist ihm zu vielfachem Segen geworden.

Mit dem Anfang des Jahres 1896 schied Hesse aus seinem Amte. Die Gebrechlichkeit des Leibes gestattete die Fortführung seines schweren Berufs nicht mehr. Es waren zahlreiche Ehrungen, die ihm beim Scheiden aus dem Amte zuteil wurden. Sie kamen aus der Hofgemeinde, von der Landesuniversität, von der Geistlichkeit, von Freunden und Verehrern. In der Mitte des Jahres, das ihn nicht mehr auf dem bisherigen Posten sah, hätte Hesse sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum gefeiert. Er fühlte es schmerzlich, daß es ihm nicht möglich war, nur so weit sein Amt fortzuführen. Aber es war für ihn eine große Freude, daß der Großherzog Alexander ihn bei dieser Gelegenheit zum Wirklichen Geheimen Rat mit dem Ehrenprädikat „Exzellenz“ ernannte.

Wir sprechen zum Schluß die Hoffnung aus, daß der nunmehr in den Ruhestand Getretene sich eines längern und gesegneten Lebensabends noch erfreuen möge. Man kann diese zum großen Teil kirchenregimentliche Biographie nicht aus der Hand legen, ohne dem Gedanken nachzugehen, wie viel kirchlicher Segen verhindert worden wäre, wenn es verkehrtem konfessionellen Eifer gelungen wäre, diese Kraft aus den Bahnen herauszudrängen, auf denen sie in so schöner Weise ihre Eigentümlichkeit ausgewirkt hat. Teichmann

---

Die Frau in der kommunalen Armenpflege

Winter ist es wieder, geringer ist der Arbeitsverdienst, größer wird Krankheit und Armut. Mit dem wachsenden Bedürfnis soll die Thätigkeit der Armenpflege gleichen Schritt halten, so gut es geht. Da werden überall dieselben Klagen laut: wer betrogen werden will, der widme sich der Armen-

pflege; denn bald wird er erfahren, wie erfinderisch schon die jugendlichen Bettler in der Erdichtung der rührendsten Lagen sind. Aber die stärkste Klage betrifft immer die Planlosigkeit und Zerfahrenheit der Armenpflege. Städtische, kirchliche, Vereins- und Privatfürsorge — das wirbelt alles durcheinander wie ein Schneesturm, der an einigen Stellen Massen aufhäuft und andre leer läßt. Um diesem Uebelstand zu begegnen, ist man überall daran, die Armenpflege zu zentralisiren. Eine ganze Anzahl Armenordnungen sind entstanden, die dieses Ziel zu erreichen streben. Man bezweckt dabei einmal eine genaue Uebersicht über das, was geschieht von den verschiednen Vereinigungen und Personen, dann aber auch eine gemeinsame Beratung über das ganze Armenwesen einer Stadt. In vielen Städten begnügt man sich mit einer gegenseitigen Mitteilung über die Leistungen der einzelnen Verbände. In andern geht man einen Schritt weiter, zu einer einheitlichen Organisation der ganzen Armenpflege. So hat man z. B. in Brandenburg aus städtischen Armenvorstehern, Vorsteherinnen der Frauenvereine, Vertretern der Kirchengemeinden und den Gemeindediakonissen Abteilungsvorstände gebildet, denen die Pflege ihrer Bezirke obliegt. Diese Abteilungsvorstände delegiren wieder Einzelne zu einem Gesamtvorstand, dem die Uebersicht über das ganze Armenwesen zusteht. Es ist ohne Zweifel schwer, alle die so verschiednen Bestrebungen unter einen Hut zu bringen, da sich keine Organisation gern zu nahe treten läßt und die Ziele der einzelnen, wie z. B. der kirchlichen und der bürgerlichen, so ganz verschieden sind.

Ein andrer Versuch ist bei der Neuordnung des Armenwesens der Stadt Kirn gemacht worden. Nicht etwa darin besteht das Neue, daß die Frau ihren Einzug in die städtische Armenkommission gehalten hat; das ist auch in der Nachbarstadt Kreuznach und sonst geschehen. Aber während da eine Anzahl von Armenpflegerinnen durch zwei Damen des Vaterländischen Frauenvereins mit der Armenkommission in Verbindung stehen, ist in Kirn der Gesamtvorstand des Evangelischen Frauenvereins, dessen Mitglieder von jeher je einen Bezirk verpflegten, als solcher unmittelbar der städtischen Armenpflege eingegliedert worden.

Ein Ziel der modernen Frauenbewegung und der modernen Armenpflege ist damit erreicht: die Frau im kommunalen Armendienst. Daß es der evangelische Frauenverein ist, der als solcher seinen Einzug in diesen Zweig städtischer Verwaltung hält, ist nur in einer Stadt möglich, die trotz eines Drittteils Katholiken doch einen wesentlich evangelischen Charakter trägt. Die katholische Gemeinde, besonnen geleitet, ist sich ihrer wirtschaftlichen Inferiorität und der Wohlthaten, die ihr ohne Arg von evangelischer Seite und von dem genannten Verein zumal immer erwiesen sind, wohl bewußt. Es giebt eben in kleinern Industriestädten Interessen sozialer Art, die stärker sind als die konfessionellen. Die Verantwortlichkeit der Arbeitsherren für ihre Arbeiter und der Bessergestellten für ihre ärmern Mitbürger läßt eben nicht immer die Berücksichtigung der Konfession zu.

Diese Zusammenfassung der Bestrebungen zur Armenpflege ist nun so vorgenommen worden, daß die städtische Armenkommission die für die Stadt beschließende Behörde bleibt, daß ihr aber eine größere Versammlung vorgelegt wird, die alle Armenangelegenheiten zu beraten hat. Diese Versammlung besteht aus den städtischen Armenpflegern, den Bezirksdamen des Frauenvereins und den Gemeindeschwestern. Alle Vierteljahre einmal soll diese Versammlung das gesamte Armenwesen besprechen und der monatlich tagenden Armenkommission ihre Vorschläge unterbreiten.

Beabsichtigt ist bei dieser Gestaltung die Vermeidung der bekannten Schäden aller zerfahrnen Armenpflege und die Gewinnung positiver Vorteile. Daß die Stadt durch schärfere Ueberwachung der armen Familien Ersparnisse am Armenhaushalt zu machen hofft, ist selbstverständlich ihr ein wichtiges Motiv gewesen. Aber unter dem sozialpädagogischen Gesichtspunkt stellen sich noch ganz andre Vorteile heraus. Die umfassende, unter dem Siegel der Verschwiegenheit geübte Beleuchtung eines jeden Falles ermöglicht eine Individualisirung in der Behandlung, wie eine erziehlich wirkende Armenpflege sie verlangt. Auf diese

Weise kann so manche Familie, die sich aus plötzlich hereinbrechender Not noch den Schatz der Selbstachtung erhalten hat, der immer peinlichen, weil unter das Armenrecht stellenden öffentlichen Pflege entzogen und der diskreter arbeitenden kirchlichen oder Vereinswohlthätigkeit überwiesen werden. Aber nicht nur die Auskünfte über bedürftige Familien sollen hier zusammenlaufen, sondern es sollen auch erziehliche Einflüsse vorbeugender und heilender Art von hier ausgehn. Besonders soll in dieser Beziehung die Frau der Frau nahetreten. Kommt doch so viel Elend von der Unordentlichkeit einer im Hauswesen unerfahrnen Frau her, der ein Mann nicht so sicher entgegentreten kann wie eine Frau, die mit klarem Blick und festem Wort sagen kann, wo es fehlt. Schließlich wird von diesem Band mit dem Frauenverein noch ein engerer Anschluß an die Privatwohlthätigkeit erwartet, um über deren Arbeit die zur Beurteilung vieler Unterstützungen nötige Uebersicht und auf sie den erforderlichen Einfluß zu gewinnen. Sie soll zwar bleiben, aber sie soll lernen, sich der geordneten Pflege einzugliedern, was ihr durch die verbürgte Geheimhaltung ihrer Gaben erleichtert wird, anstatt durch die gewohnte blinde Weise ihres Vorgehns jede erzieherische Einwirkung zu durchkreuzen. Niebergall

---

Pedanten und Philister

Dieses Stück ist nicht für Unterprimaner und Leser des Reichsboten oder der Luthardtschen Kirchenzeitung

Es giebt Worte, die sich mehr empfinden als erklären lassen. Zu ihnen gehören die Worte Pedanten und Philister. Wir wollen versuchen, ihrem Klange vorsichtig nachzutasten, ob wir ihrem Empfindungswert uns etwas nähern können.

Der Pedant ist einer, der Andre „gehen" lehrt, nicht im eigentlichsten Sinn, etwa ein Hofmeister. Die leichteste Art der Erziehung ist die, bestimmte Formen und Verhaltungsweisen einzuüben. Wer durch solche Schule gegangen ist, überall auf die bestimmte Form der Handlungsweise achtet, wobei ihr eigentlicher Wert nicht zur Geltung kommt — der ist Pedant. Es hat ihm Mühe gemacht, sich in die Formen zu finden; nun will er auch etwas davon haben. Sie stehen mit steifer Strenge und gedrehtem Zopf an unserm Wege, die Pedanten, und messen unsre Bewegungen. Bei allem, was verlautet, interessirt sie lediglich die Uebereinstimmung mit dem Kompendium, bei allem, was gethan wird, die Anwendung der Ethik oder Regel, die etwa darin gefunden werden kann. Ob übrigens der Pedant Prokrustes heißt und ein Normalbett erfand, oder Luthardt und ein dogmatisches Kompendium schrieb, oder Bebel, dessen Elle Marx heißt, ist eins.

Etwas anders stehts mit dem Philister. Sein Name ist biblisch, aber die Bedeutung studentisch beeinflußt. Er ist der Gegner des zur Freiheit und Herrschaft auserwählten Volkes. Er traut sich nicht so leicht was; es könnte ihm nicht bekommen. Der Pedant verdammt die Freiheit, der Philister fürchtet sie. Der Pedant erfindet Normalhemden, der Philister fürchtet sich andre als sie zu tragen. Beide sind Gießer, nicht Schöpfer. Beide sind geklebt statt gewachsen, ausgerechnet statt geboren. Beide halten nur Chausseen für Wege, der Pedant aus Prinzip und Wissenschaft, der Philister aus Angst vor Verirren und Gespenstern. Der Pedant ist gefährlicher, aber ernster; der Philister ist harmloser, aber lächerlicher. Der Pedant könnte leiden für seine Theorie, der Philister hat nicht erst eine Theorie, die zum Leiden führen könnte. Ist er Christ, so ist ihm das Leiden ein Rechenexempel, während es dem Pedanten eine Probe auf das Exempel ist, das Andre ihm vorrechneten. Der Philister geht einen unangenehmen oder leidensvollen Weg, wenn der angenehmere Weg ihm gefährlicher scheint, der Pedant, wenn der angenehmere nicht auf der Karte steht. Wenn der Prophet die Beiden schildern wollte, so würde er wiederum einen Mann mit der Maßschnur sehen.

Beide sind geborne und geschworne Feinde der Religion; denn Religion ist Freiheit. Die Religion hat Flügel, und das ist ihr Wesentliches; aber Pedanten und Philister machen aus den Flügeln Krückstöcke. Sie binden alle auseinandergefalteten

Federn in eine Linie zusammen; der Pedant, weil er das Fliegen für unnormal, der Philister, weil er es für gefährlich hält. So keucht nun die arme Religion in Pedanten- und Philisterbanden; ihre auf Oberluft eingerichtete Brust hat erst geächzt und gedrängt, allmählich ist sie den neuen Lebensbedingungen angepaßt worden und findet das Hinken am Krückstock passend und charakteristisch für Ernst und „Tiefe"; in die Höhe gehts freilich nicht damit.

Pedanten sowohl als Philister können auch wanken und sündigen. Erst recht! Aber mit Maß und nach Regeln, womöglich nach ärztlicher Vorschrift. Wichtiger ist, daß Pedanten sowohl als Philister gerade da sündigen, wo sie besonders tugendhaft erscheinen. Ihre Tugend besteht nämlich in der Befolgung der Regel und des Rezepts. Und das ist die Sünde.

Es giebt keine gefährlichere Sünde als die Normalität. Alle Sünde, die sich der Sündhaftigkeit bewußt ist, kann das Leben finden. In aller starken Sünde ist etwas Suchen nach Seligkeit. Wenn der große Lichtstrahl kommt, stürzt sie geblendet nieder und betet an, weil das Stärkere da ist. Aber Pedanten und Philister sind inkorrigibel. Sie *haben* die Wahrheit. Sie haben sie in dem, was nicht Leben ist. Denn das Leben ist zu veränderlich, zu wenig stabil, darauf kann man keine Wahrheit gründen. Die Normalität muß so wütend werden wie Paulus vor Damaskus, wenn sie Leben werden will.

Sünde ist, was nicht aus Glauben ist. Glauben aber ist innere Kraft. Glauben und Gesetz sind Gegensätze, weil sie Konkurrenten sind. Gewiß kann das Gesetz zum Glauben erziehen, aber wie Paulus, der Renegat des Gesetzes, am eignen Leibe erfuhr, nicht so, die nach dem Gesetze leben, als die es verletzen. Erst als er im Uebereifer für das Gesetz das Gesetz überschritt, erzog das Gesetz ihn zur Freiheit des Glaubens. Die Ethik ist des Glaubens Feind, weil sie sein Surrogat ist. Aber ihrer beider Feind ist die Dogmatik.

So wollen wir Ethik und Dogmatik wegwerfen? Ja, wenn sie unbescheiden werden! Sie sind die beiden Pädagogen zum Glauben und Freiheit. Will aber der Pädagoge seine Schulweisheit zum Richter über das Leben machen, so thut ihn hinaus.

Ethik und Dogmatik mögen Seile sein, die Gott vom Himmel herniederziehen. Hab ich aber die Sache, so laß ich die Angel der Sachen. Nicht die Angel esse ich, sondern den Fisch. Nicht von der Regel lebe ich, sondern von der Kraft. Wer aber die Kraft leugnet, der ist der Sünder, der Ungläubige, der Antichrist: er leugnet Gott. Darum ist der Gott der Dogmatik ebenso wenig der lebendige Gott, als der Gott des pharisäischen Gesetzes der Vater Christi war.

Nur der Gott, der ins Leben eingeht, der subjektive, individuelle, unübertragbare Billete ausgiebt, ist der Gott Christi, der wahre Gott. Der Gott des Gesetzes und der Dogmatik, der Gott der Pedanten und der Philister, das ist der Gott, den Christus geleugnet hat, und dessen Leugner stumm zu machen von jeher der Philister und Pedanten höchste Tugend ist.

Fritz Benthin

Verschiedenes

Die Weimarsche Kirchenbehörde, auf deren jüngste Vergangenheit ein sympathischer Artikel gerade der heutigen Nummer die Aufmerksamkeit unsrer Leser lenkt, setzt neuerdings die Welt in Erstaunen durch ihr brüskes Eingreifen in die Vorbereitungen zur Reichstagswahl im Kreise Jena-Neustadt. Eben haben wir mühsam gelernt, daß Pastoren nicht agitatorisch an der Politik sich beteiligen sollen; nun wird es Zeit, der Erkenntnis Raum zu geben, daß auch Kirchenbehörden sich nicht agitatorisch in die Politik mischen sollen. Es ist nicht einzusehn, woher sie als Kirchenbehörden eine besondre Befähigung dafür beziehen sollten. Tolle Dinge kommen ja vor. Telegraphirt da neulich ein Konsistorium an einen ahnungslosen Pfarrer, in dessen Dorfe ein bedenklicher Politiker eine Rede halten will, er solle den Wirt hindern, seinen Saal dazu herzugeben! Offenbar eine höchst pastorale und episkopale Pflicht. Es war nicht im weimarschen Kirchengebiet. Aber die politische Leistung der Kirchenobrigkeit von Weimar ist nicht viel besser. Hochinteressant und wirklich wertvoll ist, daß sie von einer liberalen Regierung ausging. Man könnte auf den Gedanken kommen, diese wünsche darum die Wahl Naumanns nicht, weil er ihr zu „positiv" ist. Aber dem scheint der Wortlaut

des behördlichen Rundschreibens zu widersprechen. Es bleibt also nur die beachtenswerte Thatsache, daß auch ein liberales Kirchenregiment so wenig imstande ist, den Geistern ehrlich und ganz freie Bahn zu lassen! R

Friede auf Erden! Betrachtungen über den Völkerfrieden von Otto Umfrid. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Eßlingen, Langguth. X und 170 S. Preis 1,50 Mk.

Leo Tolstoi hat kürzlich vorgeschlagen, das große Nobelsche Legat für Verdienste um die Friedenssache den Ducholeuten in Südrußland zuzuweisen. Diese verweigern, in der Ueberzeugung, daß ein Christ niemals dazu gezwungen werden dürfe, ein Mörder zu werden, jede Art von Kriegsleistung. Dreihundert Reservisten wurden deshalb in die kaukasischen Gefängnisse abgeführt, ihre Familien vertrieben und jedem Elend preisgegeben.

Ich glaube kaum, daß Otto Umfrid dieser Forderung Tolstois zustimmen würde. Er setzt sich mit Tolstoi auseinander, kann aber ihm ebensowenig in der Ablehnung eines jeden Patriotismus recht geben, wie einem auf ähnlichen Anschauungen ruhenden Vortrage von Christoph Schrempf über „Christentum und Krieg." Der Verfasser ist ein Schüler des Philosophen Planck und behandelt, wie früher die Arbeiter- so jetzt die Friedensfrage ganz vom Standpunkt seines Lehrers aus — klar, scharf, konsequent, mit größter Belesenheit, und wenn von irgend einer „Theorie," so müßte von dieser Friedenstheorie zugegeben werden, daß sie nicht grau, sondern golden ist. Daß vollends ein evangelischer Pfarrer diesen Standpunkt vertritt und trotz vielfacher Anfechtungen aufrecht erhält, ist gewiß ebenso erfreulich, wie der Umstand, daß man dem Verfasser durchaus nicht nebelhafte Sentimentalität vorwerfen kann.

Einen Wunsch hätte ich gehabt. Nachdem vorigen Herbst die Stuttgarter Friedensfreunde mit Umfrid Frau Stritt zu einem Friedensvortrag veranlaßt haben, hätte der Satz S. 118 nicht stehen bleiben dürfen: „Mir gehts eigen, wenn ich Frauen in Versammlungen sprechen höre. Es ist mir dabei zu Mute, als sollte ich für sie erröten." Abgesehen davon, daß dieser Satz nicht dazu dient, um in den Briefen an die deutschen Frauen für die Friedenssache Propaganda zu machen, bin ich persönlich schon öfter für Männer errötet, wenn ich sie sprechen hörte.

Die Zukunftsbilder aus der Friedenszeit nach Schlief werden freilich Manchen weniger befriedigen. Es wird wohl auch da gehen, wie dem Mönch, der seinen verstorbnen Konfrater im Traum über das jenseitige Leben befragt: Taliter qualiter? und darauf die Antwort erhält: Totaliter aliter.*) Nicht als ob der Völkerfrieden keine Zukunft haben könnte, aber wie diese Zukunft beschaffen sein wird, entzieht sich unsern Blicken.

Gustav Gerok

Die gebildete Frau und die neue Zeit. Eine Gabe an die deutschen Frauen von E. von der Decken. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1897. 1 Mk.

Von der Deckens interessante Broschüre weist nach, welche entscheidende Bedeutung für die sittlich-geistige Wiedergeburt der obern Klassen — die Hauptfrage unsrer Zeit — das Aufkommen eines neuen Frauentypus in den gebildeten Ständen hat, der edler ist als der uns jetzt meist entgegentretende. „Die moderne Frau — heißt es S. 33 —, wie sie besonders die Großstädte in reicher Zahl aufweisen, mit den neuesten Erzeugnissen der Mode behängt, auf dem geschnürten Rumpfe einen wohlfrisirten Kopf und ein vielleicht in schönen Linien gezeichnetes, aber gänzlich leeres oder von Aufklärung und Blasirtheit angekränkeltes Gesicht" ist ein Zerrbild der Frau. „Wir brauchen die Frau mit dem vollen Reichtum der Würde und Schlichtheit ihres Wesens, wie sie ihrer natürlichen Veranlagung nach sein soll. Um aus der Mißgestalt unsrer „modernen" Frauen wieder ihr schönes Urbild herzustellen, dazu bedarf es einer Vertiefung ihres Charakters. Sie sind verflacht, entweiblicht, möchten wir sagen." Mit verständnisvoller Psychologie geht der Verfasser dem Sinken der gebildeten Frau nach. Die Industrie hat ihre nutzbringende häusliche Tagesarbeit abgelöst zum Schaden des sittlichen Charakters der Frau. Bloße sogenannte „Beschäftigungen" — wir wissen, welche — sind an die Stelle getreten. Das entleerte Geist und Gemüt. Der Mann wurde von einer solchen Frau nicht befriedigt und materialisirte am Stammtisch. Nervosität und Hysterie aber, eheliche und häusliche Differenzen, Salongeschwätz und die „Last der gesellschaftlichen Verpflichtungen" füllten den Tag vieler Damen aus. — Not thut der gebildeten Frau, wenn ihr das Haus weniger Arbeit als früher bietet, die *Arbeitspflicht außer dem Hause*. Dem Arbeiterstande, dessen Mühe das leistet, was die gebildete Frau einst selbst thun mußte, ist diese nun verpflichtet. In den Dienst der Volkspflege im weitesten Sinne soll sich die Frau der obern Klassen stellen — nicht gönnerhaft als Wohlthätigkeit und Almosen betrieben, sondern schwesterlich mit Achtung vor den einfachen Leuten, als einfache Pflicht. Einrichtung und Leitung von Wirtschaftsschulen für Arbeitermädchen, Nähstuben für Arbeiterfrauen, Kinderbeköstigungsanstalten, Pflegeanstalten für kranke und schwächliche Kinder unbeschadet des Schulbesuches, Gärtnereien zur Erholung für von der Fabrikarbeit angegriffne Frauen und Mädchen, Heimstätten für Arbeiterinnen, staatlich eingeführtes Aufsichtsamt für Arbeitsräume und Arbeitsbedingungen der Arbeiterinnen in den Fabriken, Krankenpflege, Hebammenberuf, Pflege von Geistes- und Nervenkranken, Dienst in Frauen- und Kindergefängnissen, vielleicht auch in den Arbeitssälen der Männergefängnisse, Leitung von Musikvereinen junger Arbeiterinnen u. a. m. — all das sind Pflichtarbeiten für die gebildete Frau,

*) **Wie wirds sein? — Ganz und gar anders.** D H

diese für diese, jene für jene. Aber freilich der Durchschnitt der Frauen der obern Stände ist heute noch nicht geeignet, Volksarbeit zu thun. Eine andre, willenstählendere, urteilschärfendere, praktischere und volkstümlichere Mädchenerziehung ist darum brennendes Bedürfnis. Gebildete Frauen und Mädchen werden, wenn sie in jenen Arbeiten die echt mütterliche Anlage ihres Geschlechts zum Versorgen und Pflegen bethätigen können, dem Manne mehr Achtung abgewinnen, als die jetzigen Salonpuppen und Kleinigkeitskrämerinnen — sie werden nun erst wirklich erstrebenswert und wertvoll und können dann auch Mütter und Erzieher eines neuen charaktervolleren, volkstümlicheren Geschlechts werden. Es wird dann wieder mehr echte Frauen, echte Kinder, echte Männer unter den gebildeten Klassen geben.

Vielleicht ist manchem mit der Deckenschen Schrift gedient. Mit der Wahrheit ist uns allen gedient. von Broecker

Hausmannskost. Von H. Gelderblom. Berlin, Buchhandlung der Berliner Stadtmission. Gebunden 1,50 Mk.

Dies Buch, das kleine Erzählungen und Schilderungen, umrahmt von biblischen Kernsprüchen und Gesangbuchversen, enthält, soll nach der Vorrede in dieser sozial erregten Zeit, in der die alten christlich-sittlichen Grundbegriffe vielfach verdünnt oder verzerrt werden, einige soziale Grundfragen schlecht und recht illustriren. Dabei werden die Arbeiter S. 32 vor dem politischen Parteiwesen gewarnt — als ob sie ohne dieses jemals etwas erreicht hätten oder erreichen würden. Unter der Ueberschrift „Reiche Leute“ suchen wir vergeblich ein kräftiges Wort, das den Reichen ihre Pflichten in dieser Zeit vorhielte. Gut ist dagegen ein Wort über die Freude an der Arbeit, das ganz richtig hervorhebt, wie durch die Arbeitsteilung im Großbetrieb dem einzelnen Arbeiter die Schaffensfreudigkeit genommen wird. Wir vermissen bei dem Abschnitt „Liebe zum Kaiser“ eine tiefere Fundamentirung des Monarchismus. Geschichten vom alten Kaiser Wilhelm finden wir da, aber gerade in unsern Tagen, wo sich große Volksteile im Gegensatz zum Kaisertum und zur kaiserlichen Politik befinden, ist es doppelt nötig, auf die Wichtigkeit und die Bedeutung des Kaisertums für uns Deutsche hinzuweisen. Die Berufung auf die kaiserliche Sozialpolitik nutzt dabei nicht viel, da jeder Arbeiter weiß, daß heute der konträre Wind weht: vgl. zu S. 79 „Arbeiterausschüsse, Arbeiterschieds- und Einigungsämter“ die Worte des Kaisers im Hamburger Hafenarbeiterstreik. Dem Ernst der sozialen Probleme, die auch hinter der Liebe zu Kaiser und Reich stehen, wird der Verfasser nicht gerecht, und darum dürfte das Buch gerade in den Kreisen, für die es berechnet ist, seine Wirkung verfehlen. R H

Der arme Wilhelm. Nach dem Französischen der Frau von Pressensé, bearbeitet von J. Severin. Berlin, Vaterländische Verlagsanstalt. 2 Mk., gebunden 3 Mk.

Es ist ein eigen Ding mit dem Unternehmen, Kindergeschichten fremder Nationen nach Deutschland hinüberzunehmen. Wir können uns in sie hineinfinden und mögen sie gern lesen, aber unbedingte Zustimmung und reines Wohlgefallen werden sie nur in den seltensten Fällen erwecken. Ich erinnere an Amicis „Herz“, ein Buch, das in Italien eine gewaltige Begeisterung hervorgerufen hat und doch deutschen Kindern oft nicht ganz sympathisch ist, soweit meine Erfahrung reicht. Es ist eben nur eine große Kunst, die uns gute Kindergeschichten schenkt, und zugleich eine national beschränkte Kunst. Was uns nun an den den romanischen Völkern angehörigen Schriftstellern seltsam berührt und verstimmt, ist die unerträgliche Sentimentalität, in die sie ihre Gestalten und Bilder tauchen, die der gesunden Jugend überhaupt, der deutschen jedenfalls fremd ist. Die kindlichen Personen bekommen dadurch etwas Altkluges, Greisenhaftes, und ihr Denken und Thun verliert die Wahrscheinlichkeit. Auch dieses Buch ist nicht frei davon, namentlich bringt es eine sehr unwahrscheinliche Sterbegeschichte. Zu loben ist, daß das christliche Moment in dieser christlichen Kindergeschichte nicht aufdringlich hervortritt. Die Uebersetzung ist nicht frei von Härten; eine schlimme Zugabe sind die vielen Druckfehler, die den schönen, saubern, deutlichen Druck verunstalten. R H

Straßburger Bilder aus den vierziger Jahren. Von D. Chr. Teutsch. Illustrirt von D. Krencker. Straßburg, Heitz und Mündel. 3 Mk. Anspruchslose, freundliche Skizzen in hübscher Ausstattung aus der Erinnerung eignen Erlebens, die den alten Straßburgern manches lange schon Verschwundne wieder lebendig werden, die jungen einen Blick in das kleinbürgerliche Leben der Stadt und der Familie vor fünfzig Jahren thun lassen. J Ficker

Katechetische Geschichte des Elsasses. Bis zur Revolution. Von der theologischen Fakultät Straßburg gekrönte Preisschrift von August Ernst und Johann Adam. Straßburg i. E., Friedrich Bull, 1897. 351 S. 5 Mk.

Gewiß ist es ein Ideal, dem die Kirchengeschichtsschreibung zustrebt, einmal zu einer „Geschichte des Evangeliums“ zu kommen. Wichtige Beiträge dazu muß die Geschichte der religiösen Unterweisung bieten. Man kann sich deshalb nur freuen, wenn die kirchenhistorische Lokalforschung sich dieses Gebietes bemächtigt. Für das Elsaß wird hier ein höchst brauchbares kritisches Repertorium der katechetischen Geschichte von zwei jungen Pfarrern dargeboten, die im vorigen Jahre der Straßburger Universität die glückliche Bearbeitung einer Preisaufgabe zum fünfundzwanzigjährigen Jubiläum widmeten. Die Verfasser haben nach Austausch ihrer Manuskripte sich so in die Arbeit geteilt, daß August Ernst die katechetische Geschichte des Straßburger reichsstädtischen Gebiets (bis S. 212) und Johann Adam die der übrigen von der Reformation berührten Teile des Elsasses übernommen hat. Die Arbeit ist ein erster glücklicher Versuch auf einem bisher kaum beackerten Felde. Sie zeigt deutlich, daß das Straßburg besonders des sechzehnten Jahrhunderts ohne Frage in der katechetischen Geschichte Deutschlands eine gar wichtige Stelle einnimmt. Wir werden u. a. in trefflicher Weise über den ältesten evangelischen Straßburger Katechismus in Wandtafelform, sowie über die Arbeiten von Capito, Butzer und Zell orientirt. Unter diesen ältesten Katechismen würde noch zu behandeln sein das im August des Jahres 1527 erschienene Schriftchen De pueris instituendis ecclesiae Argentinensis isagoge. Die Verfasser setzen ihre Studien fort (vgl. Chronik 1897 Nr. 48) und werden für jeden ergänzenden Beitrag auswärtiger Forscher dankbar sein. Derartige Arbeiten bedürfen wahrlich, wenn sie sich zur Vollständigkeit erheben sollen, vieler Handreichung. Den Verfassern, die einen so schönen Beweis ihrer Tüchtigkeit erbracht haben, in dieser Richtung förderlich zu sein, dazu möchte diese kurze Anzeige auffordern. Ganz besonders wird der zweite Teil, bei dem das aufzutreibende Material oft erschreckend dürftig war, noch viele Eintragungen nötig machen. Lebensvoll und farbig ist in diesem Teile das Kapitel über die Grafschaft Saarwerden. Hier lagen eben von Gustav Matthis, wohl dem Senior der protestantischen elsässischen Kirchenhistoriker, zwei ausgezeichnete Arbeiten (1888, 1894) vor, denen der Verfasser, doch auch hier nicht ohne Neues beizubringen, gefolgt ist. Seltsam, möglicherweise durch lokale Debatten bedingt, ist eine gewisse, freilich nur vereinzelt hervortretende Animosität gegen den kleinen Katechismus Luthers, der als Normalkatechismus ausgespielt werde. Uebrigens zeigt gerade das Buch von Ernst und Adam, daß Luthers Katechismus, der fast überall irgendwie in die katechetische Entwicklung dieser Gebiete eingreift, von keinem andern der im Elsaß entstandnen oder wenigstens gebrauchten Katechismen, soviel Vorzüge deren manche auch haben, erreicht wird. Hubert

Durch Christus zum Vater! Festpredigten von Friedrich Meyer, Stadtpfarrer und Superintendent in Zwickau. Leipzig, Georg Wigand. 3 Mk. Gebunden 4 Mk.

Worin liegt das Recht, Predigten herauszugeben? Diese Frage muß aufgeworfen werden in Anbetracht der zahlreichen neu erscheinenden Predigtsammlungen. Nur die Predigten haben ein Recht, vor weitern Kreisen zu erscheinen, die eine bestimmte, fest ausgeprägte Art tragen, in denen eine eigenartige Weise der Verkündigung sich darstellt. Je verschiedenartigere Predigtsammlungen erscheinen, desto besser. Denn nicht allein wird dabei der Erbauung suchende Leserkreis den verschiedenartigen Geschmack sich befriedigen können; auch dem spätern Geschichtsschreiber der Geschichte der Predigt bietet sich damit ein reiches Material für seine Studien. Denn die Geschichte der Predigt hat nicht nur die glänzendsten, gefeiertsten Prediger einer Zeit vorzuführen, sondern vor allem die Predigt im Durchschnitt nach den verschiedenartigsten Erscheinungen zu charakterisiren.

Meyers Predigten tragen ohne Zweifel eine besondre Art. In dem homiletischen Aufbau halten sie sich freilich im alten Geleise, mit ihrem breiten, der Textverlesung folgenden, zum Thema hinleitenden Transitus sogar in vielleicht veraltetem Geleise. Aber sonst sind die Predigten selbständig-eigenartige Gewächse. Ich versuche sie zu charakterisiren. Als Hauptmerkmal erscheint mir eine große Lebendigkeit, Kraft und Frische in Form und Gedanken. Nicht in einzelne Seiten des christlichen Lebens vergräbt sich sinnend oder ruhig dialektisch entwickelnd der Prediger. Immer handelt es sich ihm um das Ganze. Das ganze Evangelium als die welterlösende Macht auch für unsre Zeit auf der einen Seite — und auf der andern die Welt des Unglaubens, der Diesseitigkeit, des Materialismus. Zwischen diesen Polen bewegen sich im großen und ganzen fast immer die Gedanken. Keine Kleinmalerei, sondern alles in großen, scharfen Zügen, packend und lebendig. Ueber Allem liegt der gesundeste evangelische Optimismus. Dazu ein freies, weites Herz, das das Evangelium nicht in Formeln sucht, sondern als Gotteskraft kennt. Zum Gesunden der ganzen Anschauung rechne ich es auch, daß der christlich-soziale Gedanke ungescheut, aber ohne alle Einseitigkeit zum Ausdruck kommt.

Schier unerschöpflich an poetisch gefärbten Bildern ist die Sprache. Aber dabei keine Drechselei und kein süßliches Spiel. Es ist durchaus erfrischend, dieser kernhaften, urkräftigen Predigergestalt zu begegnen. Ich kann mir wohl denken, wie wirkungsvoll dieser Prediger sein muß auf dem sozial und religiös so vielfach durchwühlten Boden Zwickaus, und wie dankbar seine Gemeinde ihm für seine Predigten — nun auch für diese gedruckten — sein wird. Aber auch über den engen Kreis der ursprünglichen Predigtgemeinde hinaus mögen und werden sie ihren Leserkreis finden. Drews

Druckfehler. In Nr. 5 Sp. 101 Z. 30 von unten bitte Atome zu verbessern in Anlaß. D H

Quittung

Für Armenien (die mit * versehenen Gaben insbesondre für die armenischen Waisen): 64,50 Mk. aus der Gemeinde Eichberg bei Groß-Drensen*; 11 durch G V, Wittenberg; 6 aus der Gemeinde Altenweddingen.

Für die Kirche in Shanghai: 5 Mk. von R, Altenburg.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Freunde der Christlichen Welt

Versammlungen

Magdeburg: Monats-Versammlung, 2. März 1898, 3 Uhr nachmittags, Blauer Elefant: „Christentum und Entwicklungsgedanke.“ (Vgl. Reischles Vortrag, Hefte zur Christlichen Welt Nr. 31.)

Es wird freundlichst gebeten, bei Bestellungen auf Grund dieser Anzeigen sich auf die Christliche Welt beziehen zu wollen

Zu Ostern d. J. suche ich einen

Hauslehrer

für 2 Knaben im Alter von zehn Jahren. Offerten mit Angabe des Gehaltes erbittet

C. Franke
in Schwanebeck, Bez. Magdeburg.

In einem kinderlosen Pfarrhause auf dem Land (Prov. Hessen-Nassau) finden 1 bis 2 Kinder dauernde Pension. Preis nach Uebereinkunft. Offerten an die Expedition dieses Blattes erbeten unter K. H.

Zwei oder drei junge Mädchen finden liebevolle Aufnahme in der gesunden und schön gelegenen Villa eines höheren Offiziers in **Wernigerode a. H.** Gelegenheit zur Fortbildung in allen Fächern, sowie Anleitung zu wirtschaftlicher Beschäftigung ist vorhanden. Nähere Auskunft erteilt Pfarrer **Foerster** in Frankfurt a. M.

Eltern
werden hiermit auf die

Süddeutsche Versicherungsbank

für
Militärdienst- u. Töchteraussteuer
in **Karlsruhe** aufmerksam gemacht.
Dieselbe schliesst unter den günstigsten Bedingungen

Militärdienst-Versicherungen,
durch welche Söhnen beim Eintritt zum Militär,

Töchteraussteuer-Versicherungen,
durch welche Töchtern zur Verheiratung auf die vorteilhafteste Weise ein bestimmtes Kapital gesichert wird.
Prospecte versendet franco und jede Auskunft erteilt bereitwilligst

die Direction,
Karlsruhe, Schlossplatz 7.

Für die Passionszeit

empfiehlt die Buchhandlung des Nassauischen Colportagevereins zu Herborn aus ihrem Verlag:

J. Amos Comenius, Passions-, Oster- und Himmelfahrtspredigten. Mit dem Bilde des Verfassers. 27 Bogen Oktav, 2 M., geb. 2 M. 75 Pf.
Fischer, G., Gethsemane. Ein Passionsbild in sieben Betrachtungen. 2. Aufl. Geh. 15 Pf., eleg. geb. 50 Pf.
Wagner, W., Unter Christi Kreuz. Betrachtungen über die sieben Kreuzesworte Jesu. Geh. 20 Pf., eleg. geb. 50 Pf.
Uebe, A., Die Leidensgeschichte Jesu nach den 4 Evang. ausgel. 2 Bde. statt 12 M. für 4 M. 80 Pf.
— Die Auferstehungsgeschichte Jesu statt 6 M. für 2 M. 40 Pf.

Ausführliche Verzeichnisse gratis und franko.

Was uns Jesus
noch weiter sagt,
von **Amicus Veritatis.**
2. Aufl. 30 Pf.
Verlag Kielmann, Heilbronn a. N.

Den Brüdern und Schwestern der christlichen Welt dargeboten; nicht mit Tinte, sondern mit Herzblut geschrieben.

K. Lessing.

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 400.— an. von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph, Giessen 162.

Neuster Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Cremer, Prof. D. H. in Greifswald, **Über den Zustand nach dem Tode.** Nebst einigen Andeutungen über das Kindersterben. **5.** Aufl. 1 M., geb. 1,50 M.
Falke, P. Rob., **Buddha, Mohammed, Christus.** Ein Vergleich der drei Persönlichkeiten und ihrer Religionen. In 2 Teilen. à 3 M., geb. 3,60 M., zus. geb. 7 M.
Höhne, Lic. Dr. Emil, **Frauenideale.** 50 Pf.
Güterslober Jahrbuch für **1898.** Geb. 5,50 M.
Schneider, P. Joh., **Evangelisation und Gemeinschaftspflege.** 50 Pf.
Schoeler, Prof. A., **Das vatikanische Bild** oder Du sollst keine anderen Götter haben neben mir. Erinnerungen an eine Romfahrt. Mit 1 Titelbild. 1 M.
Wigand, A. u. P., **Die Kirche ein Leib.** Eine naturwiss.-theol. Betrachtung über die Kirche. 1 M., geb. 1,50 M.
Wilkens, D. Dr. C. A., **Jenny Lind.** Ein Cäcilienbild aus der evang. Kirche. **3.** verm. Aufl. 1,40 M., geb. 2 M.

Schleusingen.
Kgl. Preußisches protestantisches Vollgymnasium.
ca. 170 Schüler, verbunden mit Alumnat von 50 Stellen. Pensionspreis 460 Mk., oder bei Genuß von Beneficien: 360, 260, 160 und 60 Mk. Anmeldungen an die Direktion.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Litteratur und Kunst

57. Jahrgang

Preis: vierteljährlich 9 Mark

Post-Zeitungs-Nr. 3063

Die Grenzboten sind nach jeder Richtung hin unabhängig, sie huldigen keiner Partei und keinem Dogma, weder einem religiösen noch einem politischen noch einem sozialen. Woran sie mitarbeiten wollen, das ist die Größe und das Glück des Vaterlandes. Diese aber sind unzertrennlich verbunden mit der nationalen monarchischen und christlichen Grundlage unsrer Zustände. Die Grenzboten erkennen es gegenwärtig als die wichtigste Aufgabe, den gewaltigen Kräften des deutschen Volkes einen erweiterten Wirkungskreis zu verschaffen, also Weltpolitik im richtigen Sinne des Wortes zu betreiben. Sie treten für jede mögliche Verbesserung in der Lage der handarbeitenden Klassen ein, ohne zu verkennen, daß eine Beseitigung aller Übelstände in unsrer nun einmal unvollkommnen Welt nicht möglich ist, und daß für die große Masse der Menschen die harte körperliche Arbeit notwendig ist, wenn unsre Kultur bestehen soll. Sie sehen in dem Staate nicht eine Zwangsanstalt, sondern das zur Macht geeinte Volk, die ursprünglichste und umfassendste aller menschlichen Institutionen. Sie wollen in Kunst und Dichtung eine gesunde Fortentwicklung, die den Eigentümlichkeiten unsrer Zeit gerecht wird; aber die Neigung, alle alten Ideale aufzuheben und alle ästhetischen Werte umzuwerten, lehnen sie als eine anspruchsvolle Verirrung ab. Sie halten fest an dem Stolze und an der frohen Zuversicht auf eine große Zukunft unsers Volkes, aller jämmerlichen Reichsverdrossenheit und allem schwarzgalligen Pessimismus zum Trotze.

Kaffee rohen und gebrannten,
feine, preiswerte Qualitäten, empfiehlt u. versendet
Alfred Böhm,
Stuttgart.

Garantirt reine Schafwollstrickgarne, per gewogenes Pfund von Mk. 1.60 an. Herions Wolle, welche beim Waschen nicht filzt und nicht eingeht, per Pfund Mk. 3.90. Muster stehen gern franko zu Diensten.

H. Herion,
Stuttgart, Königsstr. 18.

Tuch u. Buckskin

Ueberzieher-,
Cheviot- und **Kammgarnstoffe** in den neuesten soliden Dessins, **schwarze Satins** und **Croisés**, hochfeine Qualitäten, sowie **Altar-** und **Kanzeltuch**, reinwollen Fabrikat und gute Farben, versendet direkt an Private zu sehr billigen Preisen. Reichhaltige Musterauswahl frei.

Theodor Herrmann
in **Sagan Nr. 34** (Schlesien).

Zwecks Durchsicht eines Werkes über religiöse Fragen wird ein Cand. min. der Theologie gesucht, welcher liberaler Richtung, los und ledig und guter Redner ist. Off. unter A. 4. an die Exped. d. Z.

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Leipzig.

Um den geehrten Abonnenten der „Christlichen Welt" und der „Chronik der christlichen Welt" das Aufbewahren der einzelnen Nummern bis zum Einbinden zu erleichtern, werden die Einbanddecken zu den laufenden Jahrgängen fortan schon zu Beginn des Jahres angefertigt. Dadurch wird die Decke zugleich eine Sammelmappe.

Vom laufenden Jahrgange ab stehen außer den Einbanddecken für die „Christliche Welt" allein und für beide Zeitschriften zusammen auch solche für die „Chronik" allein zur Verfügung.

Um baldige Aufgabe der Bestellungen wird gebeten.

Chronik der christlichen Welt

Postzeitungs-Nr. 1565.

— Vierteljährlich 1,50 Mark —

1897. Nr. 52: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Die altpreußische Generalsynode (Fortsetzung); Berliner Seelsorgerbezirksgrößenstatistik; Aus Hamburg; Stettiner Gemeinschaftskonferenz — Römische Kirche: Vatikan und königliche Justiz; Römische Propaganda in England.

1898. Nr. 1: Uebersicht über die wichtigsten Ereignisse auf dem Gebiet der deutschen evangelischen Landeskirchen vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1897 — Deutsche evangelische Landeskirchen: Zum Fall Tepper-Laski; Die altpreußische Generalsynode — Verschiedenes: Ueber die kirchlichen Verhältnisse des Rauhen Hauses; Vermischte Nachrichten — Personalien.

Nr. 2: Uebersicht über die wichtigsten Ereignisse auf dem Gebiet der deutschen evangelischen Landeskirchen vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1897 (Fortsetzung) — Deutsche Evangelische Landeskirchen: Die altpreußische Generalsynode (Schluß); Die württembergischen Pietisten; Preßstimmen über die altpreußische Generalsynode — Verschiedenes: Der Prozeß Paßler-Kadnár; Jubiläum und Kongreß für Innere Mission; Vermischte Nachrichten — Personalien.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.

Gesammelte Schriften von R. Wimmer

In zwei Bänden.

Subskriptions-Ausgabe.

Erster Band.

I. Im Kampf um die Weltanschauung. Bekenntnisse eines Theologen.
II. Nachträge zu: Im Kampf um die Weltanschauung.
Den Kindern gehört das Himmelreich
Der Gott des Gesetzes und unser Gebet } (Weg zum Frieden).
Das Christentum.
Zur Lehre vom sittlichen und religiösen Leben.
Die Aufgabe der freien Theologie in der evangelischen Kirche (Weg zum Frieden).
Die biblischen Wundergeschichten:
1. Christentum und Wunder.
2. Wundergeschichten des Neuen Testaments.
III. Bilder aus der Menschenwelt.

Zweiter Band.

IV. Liebe und Wahrheit.
V. Gedanken und Beobachtungen.
VI. Inneres Leben.
Anhang: Kleines evangelisches Gebetbuch. Krankentrost.

Die Gesammelten Schriften erscheinen in 8 Lieferungen à M. 1.—. **Einzelne Lieferungen werden nicht abgegeben.** Abnahme der ersten verpflichtet zur Abnahme aller folgenden. Nach Erscheinen der letzten Lieferung tritt ein erhöhter Ladenpreis ein.

Erschienen sind Lieferung 1 und Lieferung 2. Die übrigen Lieferungen folgen rasch aufeinander.

Preßstimmen.

Eine Ausgabe der Gesammelten Schriften von R. Wimmer, von welchen die 1. Lieferung soeben erschienen ist, begrüßen wir mit ganz besonderem Vergnügen. Sie ist uns ein Beweis, daß Gutes und Gediegenes immer noch Anhänger und Verehrer findet. Mit der Schrift „Im Kampf um die Weltanschauung" hat einst Wimmer ungenannt und unbekannt den Büchermarkt betreten; jetzt hat er schon eine ansehnliche Gemeinde um sich versammelt, die dankbar jede Gabe annimmt aus seiner Hand, weil jeder im voraus weiß: hier finde ich etwas, woran ich Geist und Gemüt erquicken kann. . . Freilich nur Menschen, die ein inneres Leben führen, und die dabei eine ehrliche Ausgleichung suchen zwischen Vernunft und Religion, die beides besitzen: den Mut des Denkens und die Demut des Glaubens — nur sie werden in dem Verfasser ihren Führer anerkennen. Aber für sie, die ernsten, suchenden, frommen Seelen kann er auch eine Art Thomas a Kempis werden und sein „Kampf um die Weltanschauung" oder „Inneres Leben" ein „Büchlein von der Nachfolge Christi" für den modernen Menschen. Derartige kleine Erbauungsschriften haben in unsern Augen einen viel größern Wert als ganze große Predigtsammlungen. (Deutsches Protestantenblatt 1897, Nr. 50.)

Die religiösen Abhandlungen Wimmers sollen in zwei Sammelbänden veröffentlicht werden. Sie verdienen es ganz gewiß, nicht nur wegen der vornehmen Eigenart des Verfassers, sondern auch wegen des bedeutenden Inhalts: es sind brennende Fragen, die in durchaus ehrlicher, ernster und besonnener Weise beleuchtet werden. Aber was uns schließlich geboten wird, ist neurationalistisches Christentum ohne den lebendigen Mittelpunkt, ohne die Thorheit des Kreuzes. Die Art Wimmers wird Suchenden und Zweifelnden ein sicherer Führer sein können, aber nicht in das Allerheiligste. Immerhin glauben wir, daß Wimmers Schriften vielen, die ferne stehen, von bleibendem Segen sein werden. Und so stehen wir nicht an, sie zur Belehrung, Erbauung und Nachachtung zu empfehlen. (Leipziger Zeitung, Wissenschaftliche Beilage, 1897, Nr. 148.)

Unter den wenigen religiösen Schriftstellern der Gegenwart, die mit unerbittlicher kritischer Sonde und doch mit warmem, innig-frommem Sinn an die ernstesten Glaubensfragen herantreten, hat mit Recht keiner einen so weiten Kreis von Anhängern sich erworben wie Wimmer. Dort, wo schon längst keine Predigt mehr das Ohr erreichte, regt Wimmers „Im Kampf um die Weltanschauung" von neuem an, religiöse Fragen in aller Vorurteilslosigkeit und mit dem ganzen Ernste nachzudenken, den sie verdienen, und dort, wo die Frömmigkeit scheinbar keiner besondern Pflege mehr bedarf, weil in ihr der Mensch lebt und webt, ist Wimmers „Kleines evangelisches Gebetbuch" das Büchlein, in das morgens in der Frühe und abends spät noch ein Blick geworfen wird. Diese seltene Gabe, dem suchenden Verstandesmenschen ein verständnisvoller Führer zu sein und dem kindlich frommen Glauben Erbauung zu bieten, führen wir zurück auf die Vereinigung von „Liebe und Wahrheit," die recht bezeichnend die Titelworte von Wimmers jüngster Schrift sind. Den Lehrer werden besonders fesseln „Die biblischen Wundergeschichten," den Leser jeden Standes aber die zuerst in der „Kirche" erschienenen „Bilder aus der Menschenwelt." (Die Kirche 1897, Nr. 49.)

Eine weitere Besprechung findet sich in der „Christlichen Welt" 1897 Nr. 49.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Leipzig, Querstraße 21 — Druck von Carl Marquart in Leipzig